This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

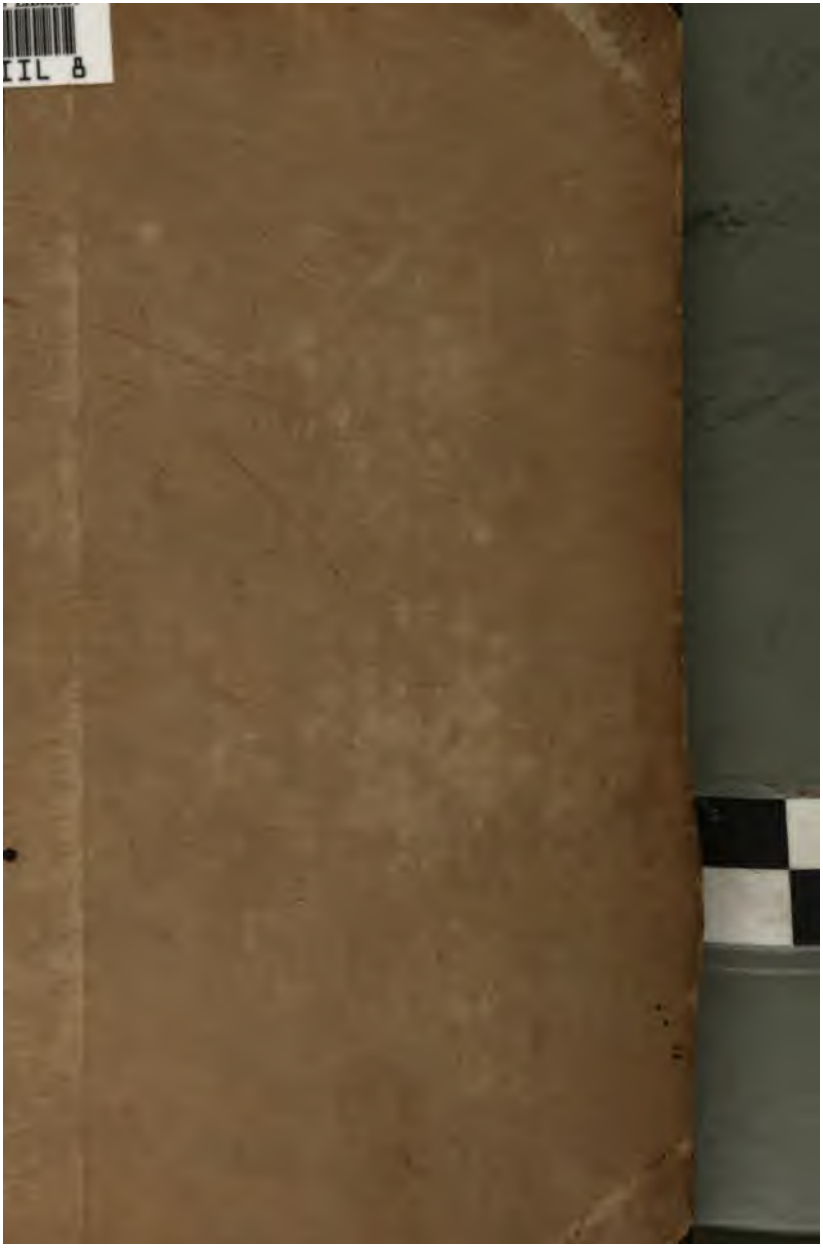
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



FA 233.10 (5)

Hans Costenoble

G 11 c

A10678
3 Bde.

TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY

Künstlerbilder.

Künstlerbilder.

Von

A. von Sternberg.

Dritter Band.

Leipzig.
Hermann Costenoble.
1861.

FA235.10 (3)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB. 1 1957

Raphael Mengs.

Im Hause des königlichen Hofmalers Louis Sylveſtre befand ſich eine kleine Geſellſchaft, die allwöchentlich dort zuſammenzukommen pflegte, um ſich mit Muſik zu unterhalten. Die ſchöne Eleonore, die Tochter des Hofmalers, war eine geübte Sängerin, und ihr zu Gefallen erſchienen die Koryphäen der Oper in dieſen Räumen, um ihre zierlichen Stimmen darin erſchallen zu laſſen. Fauſtina Haſſe war eine der Erſten, die den Anlaß dazu gegeben hatte, denn ſie liebte Eleonoren und bewunderte den Vater, deſſen Gemälde damals vielen Beifall fanden. Der Fauſtina folgte der Signor Dominico Annibale, aus Mazerata gebürtig, erſter Kammerſänger ſeiner polniſchen Majeſtät Auguſt des Dritten, ein junger blühender Mann von einnehmenden Sitten, einem gefälligen Charakter und großer Bewunderer der Haſſe und Eleonorens.

Mit diesen Beiden zusammen in einem Gespräche begriffen, stand der junge Virtuos an einem Fenster, als eben eine Pause im Gesange eintrat. Den beiden Frauen gegenüber öffnete sich die Thür und ein langer, hagerer Mann, von ernstem Wesen und in einfacher Kleidung, trat ein. Die Gesichtszüge des Mannes waren wie aus gelblichem Marmor geformt, die Augen glühten dunkel aus dem Busche finsterer Brauen hervor, der Mund war fest geschlossen und in eine finstere Biegung der Mundwinkel auslaufend, eine enganschließende bräunliche Haartour umspannte den Kopf, der schön genannt zu werden verdiente, wenn er weniger finster und verschlossen gewesen wäre. Die Bewegungen des Körpers entsprachen diesem Gesichtsausdruck. Er grüßte mit einem leichten Kopfnicken, ohne dabei den Mund zu öffnen, oder die Richtung der Augen zu ändern. So ging er auch an der Tochter des Herrn vom Hause vorüber, anscheinend ohne sie zu sehen und ohne sie zu grüßen, und nahm auf einem Sessel Platz, der in der Ecke des Zimmers stand, nicht weit entfernt von den musikalischen Instrumenten, die hier auf einen Haufen hingelegt waren, während ihre Inhaber sich mit Gespräch, mit Possen und mit Lachen, und bei einem guten Imbiß, der hineingetragen worden war, im

Zimmer auf- und abgehend, unterhielten. Faustina und Eleonore sahen mit Lächeln die scheue Unbehülflichkeit des großen hagern Mannes, wie er in der Ecke sich zurechtdrückte, mit Keinem sprach, Niemanden ansah, sondern, die Fenstergardine etwas öffnend, hinaus auf die Lichter des Platzes vor dem Hause blickte.

Wir scheinen heute besonders übler Laune zu sein! flüsterte Faustina ihrer Freundin zu. Wir sehen aus wie das Crucifix auf der Elbbrücke.

Doch ist es gut, daß er überhaupt gekommen, entgegnete Eleonore. Mein Vater mag ihn gut leiden und hält ihn für einen großen Künstler in seinem Fache.

Das mag sein! sagte Faustina mit Lächeln. Aber gehört dazu diese Sonderbarkeit! Neulich geht er über die Straße und es begegnet ihm ein Fremder, der ihn etwas aufmerksam anblickt. Herr, was unterstehen Sie sich! ruft er ihm zu. Weßhalb sehen Sie mich an? Ihr Anzug, Ihre geckenhafte Haltung, Ihre schiefe Nase sind mir unerträglich! Dies sagend läuft er rasch fort und überläßt es dem Gescholtenen, ihm nachzusetzen mit dem Stocke in der Hand, um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Zum Glück entschlüpft er in ein bekanntes Haus.

O, solcher Insolenzen giebt es viele von ihm, hub Annibale an, aber sollten Sie es glauben, meine Damen, der Mann hat eine eben so seltsame Familie, als er es selbst ist.

Wie, Ismael Mengs verheirathet? rufen beide Frauen erstaunt. Davon wissen wir ja Nichts.

Ich habe selbst Nichts davon gewußt, entgegnete der junge Mann, obgleich ich ihn schon mehrere Jahre kenne. Ich glaube auch nicht, daß irgend Jemand in Dresden von der Familie des Ismael Mengs Kenntniß hat, es müßte denn der arme Schuster sein, mit dem er zusammen wohnt, in dem äußersten Winkel der Vorstadt. Hören Sie, meine Damen, auf welche Weise ich mit diesem Ausgestoßenen aus dem Schooße der Gesellschaft zusammentraf.

Die beiden Frauen rückten ihre Stühle näher an den Erzähler heran, und dieser fuhr fort:

Es werden jetzt ungefähr drei Wochen sein, als ich in der Nacht von der Begleitung einiger Freunde, die nach Berlin reisten, heimkehrend, das Ufer der Elbe in Neustadt berührte. Ich hatte einen Diener mit, denn man sagte mir, diese Gegenden seien unsicher. Aber nichtsdestoweniger fand ich eine einsame Straße, sandig und hier und da mit kleinen Baumpflanzungen geschmückt, zwischen

denen Fischerhütten standen, und Niemand begegnete uns. Der Mond schien klar am Himmel, die milde Augustnacht übte ihren Zauber aus, und in ihrem Lichte erschienen die schmucklose Gegend, der breite Strom und die kleinen Anpflanzungen am Ufer dem Auge besonders lieblich. Ich schlenderte am Ufer hin und war eben Willens, einen kleinen Seitenpfad einzuschlagen, der näher zur Stadt führte, als ich auf einer sandigen Fläche eine sonderbare Gruppe bemerkte. Ein Knabe, ungefähr von sechzehn Jahren, sitzt auf einem Steine, und die Arme um die Kniee geschlagen, sieht er zum Monde empor mit einem begeisterten und durchleuchteten Antlitz. Neben ihm haben ein paar Mädchen, schweigend und in Tücher gehüllt, Platz genommen. Diese engelhafte Zusammenstellung des schönen Knaben und der beiden zu seinen Füßen lagernden Mädchen zieht mich an und ich richte den Blick dorthin, mit jedem Augenblicke fürchtend, daß ich bemerkt werde, denn Nichts ist in der Umgegend, wohinter ich mich bergen könnte. Allein es geschieht nicht. Jetzt veränderte sich die Gruppe. Der Knabe erhob sich von seinem Platze, die Mädchen ebenfalls, und sich einander bei der Hand fassend, begannen sie eine Art Ringeltanz, anfangs langsam und gemessen, dann immer schnel-

ler, bis sie zuletzt, kaum mit den Füßen die Erde berührend, wie Geister dahinflogen; die langen blonden Locken des Knaben zogen wie Lichtstreifen in der Dämmerung dahin. Alsdann versank der Tanz wieder in seine anfängliche ruhige Bewegung und schloß mit einem langgehaltenen, geisterhaften Tone, der das einzige Geräusch war, welches die Stille des Auftritts unterbrach. Ich wußte nicht, wie mir geschah: die Kleidung der Kinder hatte Nichts, was an die gewöhnlichen Trachten erinnerte. Der Knabe trug einen weißen Kittel, mit rothen Bandschleifen auf eine unregelmäßige Art verziert, die Mädchen waren in graue, mit weißen Bändern geschmückte kleine Kaftane gehüllt, die beim heftigen Tanze zurückflatterten und das schattenhafte Wesen ausmachten, das mir gleich anfangs so seltsam erschienen war.

Ich näherte mich den drei Kindern, indem ich sie grüßte. Sie hatten wieder ihre Plätze eingenommen und ohne ein Wort zu erwidern, nahmen sie meinen Gruß mit einer stummen Neigung der Häupter an. Wer seid ihr? fragte ich. — Sie antworteten nicht. Wo kommt ihr her? Wiederum keine Antwort. Ich trat an den Knaben heran, faßte seine Hand und suchte ihm in's Auge zu schauen, das er hartnäckig immer niederschlug.

Wer bist Du? fragte ich von Neuem. Er zeigte mit der Hand auf einen nahen Sandhügel, auf dem ein Weib saß und aus einem Buche langsam etwas hermurmelte. Ich eilte zu dieser Frau, die ihr Gebetbuch hinlegte, aus dem sie beim Mondschein einen Vers hermurmelte, den sie nach ihrer Weise umwandelte und mit Zusätzen versah. Sie erhob sich und auf die Kinder zeigend, sagte sie: Mein Herr, diese Kinder gehören dem Herrn Hofmaler Mengs. Sind sie stumm? fragte ich von Neuem. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Gleichwohl sprechen sie nicht. — Weil sie nicht dürfen. — Wer verbietet es ihnen? — Der Vater. Jedes der Kinder erhält nur am Morgen früh beim Aufstehen eine Anzahl Worte; sind die gesprochen, dann schweigt das Kind. — Wie seltsam! — Nicht seltsam, mein Herr. Bedenkt man, wie viel und wie manches Thörichte und Unnütze in der Welt gesprochen wird, dann findet man die Einrichtung für Kinder treffend. Sie lernen schweigen. Ich sah mir die Sprecherin an und auch sie theilte das allgemeine Schicksal der Familie, auch sie hatte etwas Besonderes an sich; indeß war es ein wendisches Mädchen, wie man sie öfter in den Straßen von Dresden sieht; nur trug sie statt des üblichen Kopfputzes einen Kranz von Blumen

auf dem Haupte, der zu dem häßlichen gelben Antlitze und zu dem wenigen Haar, welches das Mädchen besaß, übel genug kleidete. Doch sie sprach, und damit war schon Alles gewonnen; ich wußte nun, wer die Kinder waren und entfernte mich, ehe der Vater anlangte, der nicht weit davon mit einem Fischer ein Gespräch begonnen hatte und nun herbeikam, um sich nach dem Fremden zu erkundigen, den er mit seiner Magd sprechen sah. Ich konnte noch hören, wie er das Mädchen schalt, die Kinder zusammenrief und mit seiner Sippschaft den Weg zur Heimath antrat.

Ei, wie wunderbar! rief Faustina. Eine seltsame Familie. Der Vater giebt ihnen portionenweise die Worte in den Mund. Das ist eine Sitte, die ich bei unserm Opernpersonal eingeführt wünschte, wo stets unnütz geplaudert wird. Sie haben die Kinder seitdem nicht wiedergesehen?

Dies ist eine reine Unmöglichkeit, entgegnete Annibale. Sie werden unter strengem Verschluß gehalten, den ganzen Tag über, und nur Nachts können sie unter Begleitung der Magd oder des Vaters auf eine Stunde ausgehen, und zwar nicht in die Stadt, sondern an das abgelegene Ufer des Flusses, wo Niemand sie zu sehen bekommt. Ich hoffe aber, mir den Eingang zu dem Hause

zu verschaffen, und wenn es mir gelungen ist, will ich weiter berichten, meine Damen. Für's Erste lassen Sie uns zu der Musik zurückkehren.

Die Herren hatten bereits zu ihren Instrumenten gegriffen und es begann ein neues Tonstück. Nach diesem folgte eine Arie, die Annibale zu singen hatte und in welcher er alle Kunst des Ausdrucks verschwendete und mit einem Gefühle sang, wie man ihn selten auf der Bühne gehört hatte. Er that dieses nicht ohne Ursache. Er wußte, daß Ismael Mengs die Tonkunst liebte, daß er namentlich für diese Arie schwärmte, daß er niemals die Aufführung in der großen Oper versäumte, wenn er wußte, daß diese Partie von seinem Lieblinge vorgetragen wurde. Er zog sich, je höher die Töne anschwollen und je glänzender die Composition an's Licht trat, aus der Tiefe seiner Ecke hervor, und mit beiden Armen sich auf die Kniee stützend, lauschte er unverwandt und unbekümmert um die lächelnden Blicke der Virtuosen nach Annibale's Lippen, von wo her der Strom der Entzückung über ihn kam. Als die Arie vollendet war, stand er auf, schloß Annibale in die Arme und sagte dann trocken: Singe nochmals diese Arie. — Diese Zumuthung war etwas stark; die Arie war lang und schwierig, aber An-

nibale erklärte sich bereit, sie zum zweiten Male vorzutragen, wenn Ismael Mengs ihm dagegen die Gewährung eines Wunsches zusagte. Und welches ist dieser? fragte der starre und ernste Mann.

Daß ich Sie besuchen darf und Ihre Familie zu sehen bekomme, entgegnete der junge Sänger.

Ismael zauderte, er schwankte — dann aber gab er die Einwilligung und bestimmte den Tag, wo er den Künstler bei sich zu sehen erwartete.

Die Arie wurde gesungen. Ismael verließ nach ihr unwillig und finster seinen Platz, schritt durch den Saal und man hörte ihn einige unverständliche Worte ausstoßen, die fast wie eine Verwünschung klangen.

Um die angegebene Stunde — es war am Morgen früh — befand sich der Virtuose in der Wohnung des Malers. Er wurde von der Magd eingelassen, die ihm stumm die Thür öffnete und auf das Wohnzimmer zeigte, woselbst der Vater und seine drei Kinder sich zusammen befanden. Die Kleinen zeichneten und hoben nicht den Blick von ihren Blättern, als sie den Fremden zu einer so ungewöhnlichen Stunde eintreten sahen. Eine tiefe Stille herrschte. Der Vater ging von einem

Kinde zum andern, nahm die Blätter, an denen sie eben zeichneten, und brachte sie dem Gaste. Annibale entdeckte zu seinem größten Erstaunen wahre Meisterwerke. Die Bilder der Mädchen waren Miniaturen, die Zeichnung des Knaben war ein Kopf mit bunten Stiften gezeichnet, das Portrait des Vaters, mit einer Kühnheit, einer Sicherheit, einem Ausdrucke geschaffen, der nur vollendeten Meistern eigen zu sein pflegt. Und dies war ein kaum sechzehnjähriger Bursche.

Annibale wandte sich zum Vater, in Lobeserhebungen ausbrechend, und seine Verwunderung bezeigend, daß solche Talente in der Stille und Einsamkeit blühten, forderte er den Vater auf, mit den Schöpfungen seiner Kinder an's Licht zu treten.

Das werde ich bleiben lassen, tönte die Antwort mit Härte und Bestimmtheit. Die Kinder sollen lernen. Ich erziehe sie zu meinem Dienste. Es sind meine Kinder. Lasse ich sie in die Welt, so gehören sie andern Leuten. Jetzt sind sie mein. Sie sollen lernen, was ich begehre, sie sollen Nichts denken, fühlen und handeln, als was mir zusteht. Ich lasse sie nur so viel sprechen, als ich für gut finde. Taucht nur Eines auf und will seinen eigenen Weg gehen, so ist der Stock da und die

Ruthe. Beide zusammen führen sie immer wieder in's rechte Geleis.

Aber, mein Herr, Sie schlagen doch diese folgsamen, stillen Kleinen nicht? fragte der Künstler.

Sie bekommen täglich ihre Anzahl Hiebe, entgegnete der Vater mit starrer Kälte.

Aber zu welchem Zwecke? rief Annibale entrüstet, sie thun ja Nichts, was Ihren Zorn erregen könnte? —

Sie würden aber Etwas thun, wenn ich einen Augenblick nachließe! entgegnete der Künstler.

Sie bringen sie niemals in die Gesellschaft von Ihresgleichen? fragte der junge Mann bekümmert. Sie sehen und hören Nichts, was in der Welt vorgeht.

Sie sehen und hören mich. Ich verlasse sie nicht. Auch die Magd bringt ihnen hier und da Etwas bei, was ich ihr erlaube, ihnen zu erzählen. Uebrigens wissen die Kinder nicht, wie der Ort heißt, in dem sie wohnen, wie der Fürst, unter dessen Scepter sie athmen. Alles dieses auf meinen Willen, denn es ist mein Wunsch, aus ihnen Künstler zu schaffen, die in ihrem Fache etwas Großes zu leisten im Stande sind.

So wünsche ich Ihnen Glück, daß Ihnen der Himmel so gutgeartete Wesen gab, bei denen eine

so barbarische und verrückte Erziehungsmethode Nichts verschlimmert.

Sie verstehen Nichts von Kindererziehung, mein Herr. Eine Arie ist kein lebendes Wesen, man kann sehr gut singen und weiß doch nicht, wie dem Staate, wie der Kunst ein Geschöpf, völlig fehlerfrei von den Untugenden unseres Geschlechts, zu übergeben ist. Mit diesen Worten war das Gespräch zwischen Ismael Mengs und dem Sänger beendet, das übrigens im Seitenzimmer gehalten wurde, so daß die Kinder davon Nichts hörten. Annibale bat sich nun vom Vater die Erlaubniß aus, daß Raphael, so hieß der Knabe, nun auch sein Bild machte. Der junge Mengs ergriff ein Blatt blaues Papier und ohne Weiteres begab er sich an die Arbeit, die er bewundernswerth rasch vollendete und die eine solche sprechende Aehnlichkeit erhielt, daß der glückliche Sänger damit voll Freude im Zimmer auf- und abrannte und einmal um's andere versicherte: daß es nichts Besseres geben könne als dieses Bild.

Der Vater Mengs nahm ihm das Versprechen ab, Niemandem zu sagen, von wem das Bild sei. Er brachte sogar die Bibel herbei und muthete dem heitern jungen Manne zu, auf die geheiligten Blätter einen Eid abzulegen, daß er sein Ver-

sprechen halten wolle. Annibale schwur, ohne sich viel zu kümmern, was er beschwor.

Als er das Haus verließ, rannte er mit seinem Bilde zu der Faustina. Dort befand sich gerade Herr von Sylvestre und der Pater Querini, der Beichtvater des Königs. Das Bild wird gezeigt, sehr ähnlich befunden und man befragt den Glücklichen, wer es geschaffen. Besonders ist Herr von Sylvestre neugierig, den Künstler zu erfahren, den er als einen der ersten lebenden Künstler bezeichnet.

Es ist ein Knabe von nicht ganz sechzehn Jahren! ruft Annibale triumphirend.

Nicht möglich! entgegnete Sylvestre. Dies ist ein Scherz.

So sprechen Sie doch! ruft Faustina. Wer ist es?

Der Sohn des alten Ismael Mengs! ruft Annibale.

Welche Narrheit! schreit Sylvestre. Ismael ist gar nicht verheirathet, hat nie Kinder gehabt. Darunter steckt Etwas.

Annibale erzählte jetzt umständlich die ganze Art, wie er die Familie, wie er den Wunderknaben aufgefunden und kennen gelernt hat. Sylvestre schweigt, er steckt die Brille in's Futteral

und verläßt die Gesellschaft stillschweigend. Faustina und der Abbé bestehen darauf, dem Könige von dem Vorfalle zu erzählen. Man ist nun begierig, noch mehr Bilder von dem Knaben zu erhalten, und man sendet einen Diener aus, um nach der Anweisung Annibale's den Portraitkopf des alten Mengs und noch andere Blätter abzuholen, mit der höflichen Bitte Faustinens, diese Gefälligkeit aus alter Freundschaft ihr nicht abzuschlagen. Aber in welche Wuth geräth Ismael, als er den Diener kommen sieht. Seine Einsamkeit, seine Verborgenheit, mit dieser sein ganzes Erziehungssystem stürzt über den Haufen, und er droht dem Diener, wenn er sich nochmals unterstände, sein Haus zu betreten, ihm den Schädel zu spalten. Zugleich schreibt er an Annibale einen Brief, in welchem er ihn einen Nichtswürdigen, Ehrlosen nennt, ihm sein Haus auf ewige Zeiten hin verbietet.

So stehen die Sachen, als Faustina, beleidigt über Ismael's hirnlose Strenge, sich vornimmt, dem Knaben beizustehen, sich der unwürdigen Tyrannei des Vaters zu entziehen. Sie zeigt das Bild Annibale's dem König. Hiermit war die erste Stufe in dem Leben Raphael's bezeichnet, es war ein Abschnitt in seinem Dasein. Dieses Dasein,

das künftig so glänzend und geräuschvoll sich gestaltete, das fast ausschließlich sich auf den Parketböden der Höfe abspielte, das Triumphe gewann, wie das Genie sie selten feiert, es trat hier zum ersten Male in den Kreislauf seiner Bestimmung ein. An der Hand Faustina's betrat der Jüngling die gefeierte Laufbahn, sie war es, die ihn führte, die von seiner Stirn den Schleier der Befangenheit hinwegschob und ihm den sichern Schritt verlieh, der dem Auge der Großen gefällt, weil er das Selbstgefühl bekundet, das den Busen des Genies hebt. König August ließ auf seinen Befehl den jungen Künstler sammt seinen Zeichnungen zu sich führen. Einem solchen Ansinnen war nicht zu widerstehen. Der Trotz und die Menschenscheu des alten Mengs waren überwunden. Ueber Hals und Kopf wurden die Kinder in moderne Kleider gesteckt, die der Schneider anfertigen mußte; denn die Gewänder, die sie bisher getragen, waren wenig mehr als Schlafröcke. Raphael's zierliche Figur nahm sich in dem neuen Kleide trefflich aus, und Regina Concordia's und Julianens lichtbraunes Haupthaar wurde in einen Schleier von Puder gehüllt. So nahm denn der Vater seine drei Kinder, setzte sie in eine Kutsche und fuhr mit ihnen an den Hof.

Ismael Mengs wußte recht gut, wo Halsstarrigkeit und üble Laune hingehört und wo sie ungehörig ist. Er konnte ein Hofmann sein, er konnte reden und schmeicheln, er konnte sich bücken und den Launen Anderer den Hof machen, wenn — er wollte. Hier war nun dieser Zeitpunkt erschienen und Ismael, mit seiner stillen Familie plötzlich an den Glanz der Aeußerlichkeit gezogen, benahm sich so, wie man es erwarten durfte. Er selbst stellte seinen Sohn dem Monarchen vor, Nichts mehr wünschend, als daß dessen bescheidenes Talent des Beifalls würdig sei des hohen Kenners, der über Sachsen die Segnungen der Kunst und der Wissenschaft verbreitete. August III. hörte diese Sprache gern und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem jungen Mengs. Das Aeußere desselben war empfehlend. Eher klein für sein Alter als groß, hatte sein Körper die schönsten Verhältnisse, in seinem Antlitze leuchteten Augen, die errathen ließen, was in seinem Innern vorging und die, gleichsam Propheten der Zukunft, deren Glanz verkündeten. Dabei eine Bescheidenheit, ein Zurückstehen, eine Sanftmuth und ein leicht eingeschüchtertes Wesen, welches lehrte, wie behutsam man mit diesem Zöglinge der Natur, der in tiefer Stille und Abgeschiedenheit von der

Welt emporgewachsen war, umgehen müsse. Der König lobte die Bilder, die man ihm zeigte, vor Allem das Bildniß Annibale's, und schloß seine Rede endlich mit der schmeichelhaften Aufforderung, daß der junge Künstler nun auch sein Bild malen solle. Der Vater war überrascht und sah sich im Kreise um, ob dieses Zeichen ungewöhnlicher Gunst ihm nicht Neider zuziehe, doch die Züge der Höflinge, gewohnt in der Kunst der Lüge, blieben gleichmäßig stumm. Der Malerkasten mit den Farbenstiften Raphael's wurde herbeigebracht, der Vater legte das bekannte bläuliche Papier auf das Zeichenbrett und zum ersten Male begegnete sein Auge dem bittenden Blicke des Knaben, der ihn anzuflehen schien, ihn in diesem kritischen Momente nicht zu verlassen, und zum ersten Male sah Raphael darin die Liebe eines Vaters, das bekümmerte Herz eines Lehrers, der die Zeugnisse des Fortschritts seines Schülers vor den Blicken eines hohen Richters bloßlegen soll. Es wird schon gehen, — flüstert er dem Knaben zu, — erinnere Dich nur der Regeln, die ich Dir gegeben! Sei frei und ohne Sorge. Male den Kopf, als wenn er auf den Schultern eines simpeln Arbeiters säße: ein König sieht nicht anders aus, als andere Menschen.

Während der Vater diese geheime Instruction dem Sohne gab, gestalteten sich die Gruppen im Zimmer. Der König, als ein schöner Mann, gewohnt den Malern zu sitzen, nahm eine Stellung an, die er für dienlich hielt, um den Knaben nicht einzuschüchtern. Es war nicht der König, es war ein guter Mann, der sich und den Seinen zum Vergnügen zu einem Bilde saß. Keine Miene von Stolz und Selbstbewußtsein. Es war nicht der kühne Wurf des Hauptes in den Nacken, die sieggewohnte Fürstenmiene und das huldvolle Majestätslächeln, das er zeigte, wenn er seinem Hofmaler Louis Sylvestre zu einem Königsbilde saß. Die Königin mit ihren Hofdamen nahmen die Sitze ein, die im Hintergrunde des Gemachs aufgestellt waren. Graf Brühl unterhielt die Prinzessinnen mit Späßchen, die auch auf dem Antlitze des Königs öfter ein Lächeln hervorbrachten; der Erbprinz, durch seine Kränklichkeit verhindert zu stehen, saß in seinem Armstuhle, der Königin zur Seite, und Beide flüsterten mit einander über Dinge, die Nichts mit dem Vorgange der Zeichnung gemein hatten. Der Vater Mengs stand hinter dem Stuhle seines Sohnes, gleichgültig und scheinbar unbekümmert um das Gelingen des Werkes, heimlich jedoch, wo es sich thun ließ, dem

Knaben zulispelnd: Ocker! Unter der Nase den Schatten dunkler; blau! das Auge mehr geöffnet — so ist's recht! —

Der König fragte den Vater Mengs nach seinen früheren Verhältnissen. Ew. Majestät werden erstaunen, wenn Sie vernehmen, daß die Pest mich in Ihre Dienste gebracht hat. Von dreiundzwanzig Geschwistern blieb ich allein verschont und verließ meine Vaterstadt Kopenhagen mit dem Verlangen, ein glückliches Land, glückliche Menschen zu sehen. Ich kam hieher und fand Beides. Ihr erhabener Vater nahm mich unter die Zahl seiner Beschützten auf und ich lernte kennen, was es heißt, wenn der Träger der Macht zugleich der Künste und Wissenschaften Freund ist. Ohne Ehrgeiz, nur mit dem Wunsche, das zu leisten, wozu ich eine Anlage in mir fühlte, lebte ich ganz meinen Studien und meinen Pflichten. Eine Heirath, die ich mit einem Mädchen bürgerlichen Standes schloß, gab mir diese Kinder, für deren einstiges Fortkommen ich auf die gewissenhafteste Weise gesorgt habe. Mein Wille war, daß sie noch sechs Jahre auf diese Art fortarbeiteten, alsdann wollte ich sie freigeben und sie sollten in der Welt sich ihren Unterhalt suchen. Eine Fügung des Himmels hat es anders beschlossen und ich bin

genöthigt, sie jetzt schon der Oeffentlichkeit zu überliefern, unfertig, schülerhaft und schüchtern, wie sie sind; wozu ich die Nachsicht Ew. Majestät anrufe.

Der König neigte sein Haupt beifällig zu der Rede des Künstlers. Unterdeß war das Bild fertig geworden, unglaublich rasch und unglaublich ähnlich. Der König brachte es der Königin und diese erklärte, es sei das beste Bild, das vom Könige gemacht worden. Die Prinzen und die Prinzessinnen gaben das Echo dieser Beurtheilung, und Graf Brühl forderte den jungen Künstler auf, ihm eine Copie des Bildes zu verfertigen. Hundert Dublonen waren der Preis, den der König für dieses Bild zahlte, später fügte er noch eine Pension von sechshundert Thalern hinzu. Die beiden Mädchen mit ihren Miniaturarbeiten, die sie vorzeigen mußten, erhielten eine jede dreihundert Thaler jährlichen Gehalts angewiesen. Der alte Mengs nahm das Geld, schloß es ein und gab Nichts den Kindern. So endigte sich diese glorreiche Sitzung.

Es sollte jetzt wieder das Sitzen im stillen Hause vor sich gehen; aber hieran war nicht zu denken. Es klopfte fortwährend, beständig liefen Diener aus und ein, der alte Mengs war in

Verzweiflung und zuletzt war er es, der den Sohn hat, auszuziehen, um doch endlich in seinen vier Pfählen Ruhe zu haben. Raphael that es. Er malte jetzt Bildnisse. Das Königsbild hatte ganz Dresden auffässig gemacht; man fühlte nur das eine Verlangen — Bilder von dem jungen Wundermanne zu haben, der plötzlich aufgetaucht war, siebzehn Jahre alt den König gemalt hatte und zwar zum Sprechen ähnlich. Man erzählte sich, der Monarch bewahre seine Bilder auf seinem Schreibtische, um sie täglich ansehen und bewundern zu können. Raphael malte jetzt den König noch zweimal, die Königin, die Prinzessin und den Erbprinzen, dann den Minister Grafen Brühl und noch einige Hofleute, dann die Hasse und auf den Wink seines klugen Vaters auch den Hofmaler Louis Sylvestre. Für alle diese Bilder brachte er das Honorar dem alten Mengs, der es einschloß, dem Sohne und den Töchtern nur monatlich etwas aussetzend, gerade genug, um mit der äußersten Sparsamkeit davon zu leben.

Diese neue Art väterlicher Tyrannei verdroß unsern Raphael, der sich bereits zu fühlen anfing und der eine artige Summe bereits beisammen gehabt hätte, wenn er Alles, was er erhielt, hätte behalten dürfen. Unfähig, dem Vater über diese

Vermögensverwaltung ein Wort zu sagen, ging er bekümmert umher, immer neue Bilder malend und immer wieder das Geld der unersättlichen Schatulle seines Vaters überantwortend. Seine Kleidung war einfach, beinahe schlecht, und eben so sah es aus mit dem Putze der Schwestern. Feste und kleine Vergnügungen konnte keines der Drei mitmachen. Da traten Annibale, die Faustina und Eleonore zusammen, um zu berathen, was zu thun sei, den Raphael aus den Fesseln seines geizigen Vaters freizumachen.

Sie faßten den Entschluß: Raphael möge nach Italien gehen, — ohne den Vater, allein, und der Vater solle ihm die Summe Geldes auszahlen, um in Rom sechs Jahre zu leben.

Aber wie dies bewerkstelligen?

Wie den alten Geizhals bewegen, mit der Summe herauszurücken?

Wie Raphael's Schüchternheit besiegen?

Dies waren die Fragen, die gelöst werden mußten. Annibale erhielt den Vater, um ihn zu bearbeiten, während die beiden Freundinnen sich an Raphael machten.

An einem schönen Frühlingsabende, unter den Bäumen des Zwingers lustwandelnd, fanden sich Eleonore, Faustina und Raphael zusammen. Es

war von dem die Rede, was Jeder für sich wünschte. Ich möchte diesen herrlichen Platz besitzen, um ihn zu einer großen Concertaufführung einrichten zu lassen, sagte Eleonore, indem sie den Blick auf die Galerien, die Springbrunnen und die Gartenanlagen heftete. Es würde trefflich sein, hier ein Oratorium oder eine Messe aufführen zu lassen. Es müßte aber eine Unzahl von Sängern sein und die Galerien würden für die Zuhörer aufgespart. Tausend Fackeln und Lichter müßten der Versammlung leuchten, die an einem schönen stillen Sommerabende hier zusammenkäme. Jeder geschlossene Raum hat etwas Beengendes; es sei auch die größte Kirche.

Das ist ein Wunsch, Ihrer musikalischen Seele würdig, Mademoiselle, hub Faustina an; ich dagegen wünsche mir Etwas, was mit der Erde und ihren Genüssen zusammenhängt. Eine reich besetzte Tafel, ein Glas guten Malvasiers und dazu ein lächelndes Gespräch mit jungen Freunden. So möchte ich unbekümmert um die Geschicke der Erde meine Tage verleben. Ich wollte nur singen, wenn ich Lust und Liebe dazu empfände.

Madame, Sie sind nicht eben bescheiden in Ihren Wünschen! rief lächelnd Fräulein Sylvestre.

Lassen Sie hören, was unser junger Freund sich wünscht.

Beide sahen den jungen Maler an, der darüber aus seinen Träumen erwachte und befremdet ihre Blicke auf sich ruhen fühlte.

Mengs, Sie müssen nicht so zerstreut sein! rief Faustina ärgerlich. Wer kann's denn mit Ihnen aushalten? Schon wieder träumen Sie, oder — bekümmert Etwas Ihre Seele, so reden Sie; seien Sie aufrichtig gegen Ihre Freundinnen! Sprechen Sie! —

Werden Sie nicht böse, Madame Hasse, sagte der junge Mann mit Schüchternheit. Wo bliebe ich, wenn Sie mir zürnten! Und auch Sie, liebste Eleonore, mit einem Menschen von meinem Fache muß man Geduld haben. Es geht mir so Vieles durch den Kopf. Ich hatte vor ein Paar Tagen einen Traum.

Einen Traum? Und was träumte Ihnen?

Ich befand mich in Italien, flüsterte der Jüngling. Ich sah Raphael's Madonnen, seine Himmelfahrt Christi, seine Schule von Athen und — Alles dieses, an sich schon prachtvoll und staunenswerth, erklärte mir ein Bewohner des Himmels mit so glühenden Worten, daß ich glaubte, der Himmel thäte sich mir auf und ließe mich seine Wunder

sehen. Mein Führer sah die Erregung, die sich in den Zügen meines Antlitzes malte, und sagte zu mir: Komm hieher! Sieh Alles mit eigenen Augen an und dann male! Ich wollte ihm antworten, da war er fort und der ganze Traum war zerronnen. Seitdem ist's mir, als brenne der Boden unter mir, als zöge es mich mit hundert Armen nach dem Lande, wo der göttliche Raphael, der kindliche Correggio, der erhabene Michel Angelo, der kräftige Titian und alle die goldenen Namen leuchteten, die wir hier im Norden mit Staunen verehren. Ich habe Etwas in mir, das mir sagt, jene Geister sind Dir nicht abhold, doch mußt Du sie aufsuchen, sie studiren, ihre Sprache kennen lernen, damit auch Du so reden kannst vor dem Volke, wie sie geredet haben.

Der Traum muß Wahrheit werden! rief Faustina eifrig. Sie müssen nach Italien, Mengs. Ja, Sie müssen. Ich gebe Ihnen einen Brief an Hasse mit, der sich so eben in Rom befindet.

An Ihren Gemahl, Madame?

An denselben, entgegnete die Sängerin. Er versteht zwar Nichts von Malerei, aber er wird schon mir zu Liebe Ihnen mit Rath und That beistehen.

Ach! aber wo das Geld hernehmen? seufzte Mengs.

Sie müssen mit Ihrem Vater sprechen! bemerkte Eleonore.

Unmöglich! rief der Jüngling.

Es ist Nichts unmöglich, wenn wir nur ernstlich wollen! sagte Faustina. Drohen Sie ihm, daß Sie heimlich entweichen wollen, wenn er nicht seine Einwilligung giebt.

Wie, heimlich entweichen, ich — meinem Vater! Das sprechen Sie nicht im Ernste, Madame. Ich würde keinen Pinsel anrühren, ich würde sterben, wüßte ich, daß ich meinen Vater und seinen Zorn hinter mir hätte. Er, der mich gebildet, dessen Werk ich bin, der die Größe des Lehrers mit der Autorität eines Vaters verbindet. Nimmer, nein, nimmer wagte ich es! —

Das ist ein Sohn, wie tausend Väter sich ihn wünschen! rief Eleonore mit Gefühl. Was ist da zu machen?

Nichts als aushalten, seufzte der Jüngling. Irgend einmal wird meinem Vater doch der Gedanke kommen, daß es besser sei, mich hinaus in die Welt zu lassen, und dann ziehe ich, ziehe wie der Vogel, der endlich den Stäben des Käfigs entflattern darf.

Und unterdessen vergehen die Jahre der Jugend! rief Faustina. Ich weiß, was es heißt, mit frischen Kräften eine Kunst erfassen. Auch mir hat man's nicht leicht gemacht. Sie müssen reisen, Mengs, Sie müssen noch diesen Herbst Dresden verlassen, oder ich will nicht Faustina heißen.

Der junge Mann sah seine zuversichtliche Beschützerin scheu von der Seite an und schwieg.

Und wenn wir den König hineinmischen, es muß gehen, setzte die Sängerin hinzu. Er ist nur leider in Polen und wird vor dem Beginn des Winters nicht zurückerwartet. Der Erbprinz — kann Nichts thun! Brühl ist ebenfalls fort. An wen wenden wir uns? An Ihren Vater, Mademoiselle!

Mein Vater? entgegnete das junge Mädchen erstaunt. Mein Vater soll dazu beitragen, daß ein großer Künstler gebildet werde? Muthen Sie ihm das nicht zu. Er ist zu eifersüchtig auf seine Stellung. Er wird Nichts für unsern Freund thun; ich kenne ihn darin.

Faustina, ungeduldig über diese vielen Einwürfe und Störungen, rief jetzt plötzlich: Ich reise mit Ihnen hin; ja, ich! Urlaub zu bekommen, jetzt, da wir gegen den Sommer gehen, kann nicht schwer fallen. Ja — ich entführe Sie Ihrem

Vater! Mir wird er Sie nicht abschlagen. Die Reise soll Ihnen Nichts kosten, das wird dem Geizigen ein angenehmer Trost sein. Und ich — ach, ich sehe meinen guten Hasse wieder, der so schweren Herzens mich hier zurückließ, an diesem verderbten Hofe, unter diesem luxuriösen Fürsten. Ja, so soll es sein! Wozu bedürfen wir da noch eines Beschützers, eines Freundes!

Und Faustina, zufrieden mit sich und der Welt, drehte sich auf dem Absatz um, schlug ein Schnippchen und fiel dann ihrer Freundin Eleonore um den Hals, indem sie rief: Ach, wie glücklich sind wir, wenn wir Andere glücklich machen können! Welch' ein Genuß ist's, Freude und Wohlergehen zu bereiten! Ich bin es, die den jungen Mann in die Welt einführt, ich theile seinen Ruhm, ich biete ihm die Staffel, auf die er tritt, um dann weiter zu steigen. Kommen Sie, Mengs, kommen Sie, Eleonore, kommen Sie zu mir! Der Abendtisch wartet, wir bleiben zusammen, wir trinken ein Gläschen Wein, wir schwärmen! Der Erbprinz von Sachsen-Weißenfels wird schöne Augen machen, wenn er hört, daß ich reise; aber die Armide will ich doch noch singen! Dann aber soll das Posthorn dazwischen tönen, das Posthorn, das mich in ferne Gegend reißt. Kommen Sie,

meine Theuren, kommen Sie. Wir müssen daran, wie wir unsere Stoffe, unsere Kleinodien zusammenpacken! Das wollen wir überlegen! Faustina und Raphael! zwei schöne Namen, sie mögen hoch leben!

Mit diesen Worten zog die Sängerin ihre Freunde mit sich fort.

Unterdessen hatte Annibale sich in der Wohnung des Vater Mengs eingefunden und entdeckte bei diesem, was selten war, eine gute Laune. Er rechnete ihm den Gewinn vor, den der Sohn ihm bereits zugeführt und nannte ihn einen guten Sohn.

Was wollt Ihr aber nun mit diesem guten Sohne beginnen? sagte Annibale. Ihr könnt doch unmöglich die Idee haben, ihn hier auf Dresdens Pflaster stets herumlaufen und ihn täglich ein Portrait malen zu lassen.

Weßhalb nicht? entgegnete der Alte. Wenn es mir nun so gefällt?

Ei, Meister Ismael, Ihr scherzt. Der Junge muß nach Italien.

Warum nicht gar! Ein unreifes Bürschchen, dem Ihr Alle hier den Kopf verdreht habt. Laßt ihn noch ein zehn Jahre mit seinen bunten Stif-

ten herumwirthschaften, alsdann wollen wir uns wieder sprechen.

Das geht nicht! rief der Sänger. Da haben wir Alle ein besseres Einsehen in Eure Kunst, als Ihr selbst. Was, zehn Jahre! Das ist ja ein Menschenalter.

Er ist jetzt neunzehn — dann wird er neunundzwanzig sein, bemerkte der alte Maler, indem er trotzig und unbeugsam vor sich hinsah. Ich habe es nicht so gut gehabt; ich wanderte aus, als ich kaum fünfzehn Jahre alt war.

Ich sage Euch, er muß nach Rom.

Nach Rom? Was soll er da? Sich auslachen lassen von den Künstlern, er, der Nichts kann! Geht mir mit Euren Vorschlägen, Herr Annibale! Ihr treibt es zu arg! Was versteht Ihr von der Kunst und was wißt Ihr, was dazu gehört, einen guten Künstler zu bilden. Geschwätz! Singt mir lieber die bewußte Arie, von der Ihr wißt, daß sie mir gefällt.

Nun gut, ich will singen! ruft der junge Künstler eifrig. Setzt Euch dort an's Fenster und haltet Euch ruhig.

Mengs setzt sich und Annibale fängt an, einen Satz aus einer Oper vorzutragen; Ismael trommelt dazu den Takt, aber es ist noch nicht die

Arie, die er so sehr liebt; endlich geht der Sänger durch allerlei Zwischenpassagen in die Arie über, und jetzt schwimmt der alte Maler in Wonne. Trotz des Verbots singt er mit und als eine Stelle kommt, die das Weichste und Entzückendste bietet, was man in Tönen gehört hat, liegt Mengs ausgestreckt auf dem Stuhle, das Haupt weit zurückgeworfen und ruft: Ach, ach! Was ist das für eine Kunst! Wie läßt sie doch Alles hinter sich, was wir armen Sterblichen erfinden können! Das ist Sprache sel'ger Geister!

Annibale hat schon längst aufgehört und Mengs schwärmt noch immer. Verdrießlich wirft sich der Sänger auf einen Stuhl und hustet, denn das Singen hat ihn angegriffen. Endlich fragt er: Nun, zieht Raphael nun nach Rom?

Der Vater, aus seinen Entzückungen zurückgerissen, springt auf und ruft zornig: Nein! und abermals nein! Ihr seid mir der Rechte, Herr Annibale! Woran mahnt Ihr mich? Schon einmal habt Ihr mich durch Eure Kehle zu einer Narrheit verleitet, es soll nicht zum zweiten Male geschehen.

Aber wenn der König es Euch befiehlt?

Der König hat längst mich und meinen armen Sohn vergessen, und ich bin der Letzte, der ihn

wieder an uns erinnert. Uebrigens wäre es unverschämt, ihn jetzt noch um ein Reisegeld anzugehen. So macht Ihr Sänger es zwar: aber nie soll dergleichen in meinen Sinn kommen.

Ihr seid reich genug, die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Die Pensionen, die Eure Kinder genießen, gehen fort, wenn Ihr im Auslande seid.

Aber nicht die Honorare, die er jetzt für das Malen der Portraits erhält, erwidert der Vater. In Rom lasse ich ihn kein Bild mehr malen, dort muß er nur die alten Meisterwerke studiren und copiren. Ja, wenn ich selbst mitginge! Dann ließe sich noch von der Sache sprechen.

So geht mit, in's Teufels Namen! rief Annibale heftig, dem die Unterhandlungen schon zu lange dauerten. Aber macht nur, daß der Junge etwas Anderes zu sehen bekommt, als den Thurm der Frauenkirche.

Gut, ich gehe mit, die zwei Kinder und die Magd nehme ich auch zu mir, sagte der Vater Mengs mit einem Blicke und einem Tone, wie sie Einer annimmt, der sich zu einer wichtigen That entschließt. Aber ich gehe erst in zwei Jahren; früher nicht.

In zwei Jahren! rief der Sänger. Ei, Vater

Mengs, Ihr geht in diesem Jahre hin und zwar im Herbste.

Was sagt Ihr, in diesem Jahre? rief der Alte. Nun, so sollt Ihr auch darin Recht haben. Wir gehen in diesem Jahre, wenn ich den Urlaub bekomme.

Den verschaffe ich Euch! rief Annibale mit Sicherheit und Freudigkeit. Graf Brühl ist ganz einverstanden mit der Reise; ich getraue mir, Euch den Urlaub auszuwirken. Aber jetzt denkt daran, wie Ihr fortkommt. Für's Erste halte ich dafür, daß Tonella (so hieß die Magd) zurückbleibt. Was soll sie in Rom?

So gehe ich auch nicht! rief der Meister. Tonella ist mir und meinen Kindern unentbehrlich; auch ist sie nicht so dumm, wie sie aussieht.

Nun denn, so nehmt sie mit, rief der Sänger mit Lachen.

Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt! sagte der überrumpelte Maler mit einigem Verdruß. Aber was thut man nicht einer so göttlichen Stimme zu Gefallen. Wenn ich im Sterben liege, Ihr könnt mich damit wieder aufwecken. Warum haben wir uns so spät kennen gelernt; etwas früher und Ihr hättet mich zum Sänger bekehrt. Zwar hatte ich nie eine gute Stimme,

aber man sagte mir, daß ich die Solopartie im „undankbaren Hirten" vortrefflich sänge. Hört einmal zu.

Und der Vater Mengs setzte sich an ein verstimmtes Clavier, das in der Stube am Ofen stand, und sang oder krächzte vielmehr die Worte: O Du Engel, wo willst Du hin!

Vortrefflich! rief Annibale; doch nun will ich zu einer Freundin gehen und Euren Entschluß dort verkündigen. Ich finde bei den Damen Euren Sohn. Meine Nachricht wird Freude erwecken. Lebt wohl, alter Freund!

Und damit flog der junge Virtuose fort und geradeswegs zu der Wohnung der Faustina, wo er die Verschworenen noch beisammen fand. Er brachte seine Neuigkeit vor und Raphael hörte sie mit der größten Freude an. Faustina machte ein ernstes Gesicht und setzte das Glas wieder hin, das sie eben an die Lippen führen wollte. Alsdann ist meine Reise unnütz, rief sie, da Du mit Deinem Vater gehst.

Nicht böse sein! liebste Madame Hasse! rief der junge Mengs. Können wir nicht Alle zusammen nach Rom?

Nein! rief Faustina. Wo Ihr Vater ist, bin ich überflüssig.

Eine Pause trat ein. Die kleine Gesellschaft war durch Faustina's Kummer entmuthigt. Annibale rief: Haben Sie bedacht, Madame, die neue Oper, die wir einzustudiren haben?

Sie haben recht! rief Faustina. Ueberdies der Prinz, mein Verehrer, mein Bewunderer trifft hier ein; was würde er sagen, wenn er mich nicht fände? Gut, ich bleibe! So haben wir unsern Plan doch erreicht: Raphael kommt nach Rom! Nun denn, dieses Glas auf seine Reise. Geh, Zögling Apoll's! Wandle Deine leuchtende Straße, und wenn Du dereinst wiederkommst, so gedenke Deiner Freunde und dessen, was sie für Dich thaten!

Die katholische Kirche in Dresden war ihrer Vollendung nahe. Der kühne Bau erregte die Bewunderung der Kenner. Die hohen Säulen des Schiffes der Kirche wölbten sich zu einer staunenswerthen Höhe und schlossen mit einer Kuppel, die das Großartigste war, was man, die Peterskirche in Rom abgerechnet, sehen konnte. Es galt den Bau zu vollenden — aber hier stockte es. Im Publicum verbreitete sich das Gerücht, die Haupt-

Kuppel könne sich nicht halten, sie werde zusammenstürzen, wenn die Gerüste fortgenommen würden. Der Baumeister Chiaveri mochte sagen, was er wollte, man glaubte ihm nicht. So ruhte der Bau schon über zwei Jahre. Die zahllosen Bildsäulen, welche die Kirche zu krönen bestimmt waren, ruhten, dem Staube und der Vergessenheit preisgegeben. Man wußte nicht, was beginnen. Niemand wagte es, über den Platz zu gehen, auf dem die Kirche stand, aus Furcht, ein entsetzenvolles Gekrache zu hören, mit dem sie einstürzte. Nachts glaubte man das Zusammenbrechen der Mauern und ihren Fall auf die Gerüste zu vernehmen. Religiöse Fanatiker, die den Bau des katholischen Gotteshauses mitten in der protestantischen Stadt mit Abscheu sahen, ließen sich auf den Straßen hören und prophezeiten den Einfall des Tempels. Man ging Chiaveri an, den Bau selbst wieder einzureißen; dazu war aber der kühne Mann, dessen Ehre auf dem Spiele stand, nicht zu bewegen. In einem weiten Umkreise stand die Kirche wie gebannt; Niemand überschritt die Grenze, welche die Bauverständigen bezeichnet hatten, bis wohin die Steine und die Balken bei einem Sturze der Kuppel hinfliegen konnten.

Es war im Spätherbste des Jahres 1748, als

über den Platz, den jetzt das Theater einnimmt, ein junger Mann schritt, bekleidet mit einem Reisehut und dem leichten italienischen Mantel. Es war offenbar ein Fremder, der eben in Dresden angelangt war. Er nahte sich der unglücklichen Kirche und überschritt dreist die bezeichnete Linie, indem er vor den Mauern stehen blieb, sie aufmerksam, so weit es das Mondlicht gestattete, in Augenschein nahm und eben im Begriffe war, noch näher heranzutreten, als sich aus dem Schatten eines Vorsprungs eine Gestalt loswickelte, die wie ein abgeschiedener Geist auf ihn zutrat und die dumpfen Worte sprach: Hier ist nicht erlaubt zu gehen, mein Herr!

Und weßhalb nicht? fragte der junge Mann.

Weil jeden Augenblick der Einsturz der Kirche erwartet wird.

Diese Rede klang in dem Munde dessen, der sie sprach, wie die Worte eines Verrückten. Wahrscheinlich nahm der Reisende den Warner auch dafür, denn er entgegnete mit Lächeln: Ei, das wäre! Wer hat denn diese Einrichtung getroffen?

Der Magistrat, um Schaden zu verhüten; vielleicht auch um einen armen unglücklichen Mann vollends zu Grunde zu richten und um das Licht

seines Verstandes zu bringen! sagte der Mann in einem dumpfen und grollenden Tone.

Wer ist dieser arme Mann?

Der Baumeister.

Ich verstehe Sie nicht! rief der Reisende. Erklären Sie sich etwas näher.

Das ist bald geschehn, war die Antwort. Man nahm einen geschickten Baumeister an, übertrug ihm den Bau der Kirche, und als dieser sie mit einer schönen und kräftigen Wölbung versah, erstaunten darüber die Narren, und von Böswilligen, die den Bau dem fremden Baumeister nicht gönnten, wurde das Gerücht ausgesprengt, die Wölbung könne nicht halten, sie würde zusammenbrechen, wenn das Gerüst fortgenommen würde. Ein Theil des Gerüstes ist seit einem halben Jahre fort, und nun erwartet man täglich und nächtlich das Zusammenfallen des Gebäudes.

Es steht indeß noch immer! rief der Reisende.

Und es wird stehen, so lange noch ein Stein auf dem andern bleibt von dieser verdammten Stadt. Wie, Chiaveri sollte nicht zu bauen verstehen! Lächerlich! Aber es ist den Einfältigen zu groß, zu gewaltig! Deßhalb muß es fallen. Giebt er darum sein schönes Vaterland auf, zieht er darum in das Land der Barbaren, daß man

ihm hier Qualen bereitet, wie sie kein menschliches Gehirn ertragen kann! Da steht der Bau, er sollte nun schon längst vollendet sein. Die Marmorblöcke, bestimmt den Boden der Kirche zu pflastern, ruhen an der Elbe. Die Statuen, achthundert an der Zahl, warten auf ihre Aufstellung — und Alles, Alles vergebens! Die Erbärmlichen! Sie wagen sich nicht heran! Es kommt Niemand in die Nähe der Mauern. Fällt irgendwo in der Stadt eine alte Thür aus den Angeln, gleich der Ruf: die Wölbung stürzt! Narrenvolk! Bestialische Masse, von Unsinn, Bosheit und Kleinmuth zusammengesetzt! Der Teufel soll kommen und Euch ein Haus bauen! Ich sage der Teufel.

Nach dieser Rede voll Zorn und Erbitterung ging der Mann wieder, um sich in seine Ecke zu verkriechen; der junge Mann hielt ihn zurück, indem er mit fester Stimme rief: Sie sind Chiaveri!

Ich bin's! entgegnete der Unglückliche. Laßt mich gehen! diese Welt verfluchen, die nur geschaffen ist, um dem Genie zur Marterstätte zu dienen. O mein goldnes Rom! Wie und wann werde ich Dich wiedersehen!

Ich komme eben von dort.

Wer seid Ihr? —

Mengs!

Wie, der Maler Mengs! rief Chiaveri und hielt beide Hände des Künstlers umschlossen. Man hat mir von Rom aus von Euch geschrieben. Ihr habt den Papst gemalt? Se. Eminenz, den Herrn Cardinal, der mein Freund ist. O, man hat mir große Dinge von Euch gemeldet. Ei seht, so jung noch! Ach, Ihr kommt in einer Zeit, wo es dem armen Chiaveri schlimm geht. Da habe ich ein Meisterstück gemacht, ein Stück, um das mich Michel Angelo beneiden würde, und — da steht es!

Er zeigte auf die Höhe der Mauern, die im Mondglanze leuchteten, und zugleich mit einer stürmischen Miene lief er hin, stemmte sich an die Pfeiler und schrie: Fallt ein! fallt ein! begrabt mich unter Euren Trümmern! begrabt den unseligsten Menschen, der je gelebt hat!

Ihr sollt nicht also verzweifeln, Meister. Ich spreche den König, ich will ihm Alles nach der Wahrheit schildern, nur müßt Ihr erlauben, daß ich morgen beim hellen Lichte den Bau in Augenschein nehme. So sprach Raphael Mengs, indem er den Blick bedauernd auf den Baumeister richtete, der in Gestalt eines Unglücklichen vor ihm stand.

Beide Männer gingen am Ufer der Elbe hin, in tröstender Rede des Einen der Andere Muth und Anregung schöpfend. Es wurde ausgemacht,

daß Mengs den nächsten Morgen und die darauf folgenden Tage mit dem Baumeister den Bau besichtigen sollte und dann davon dem Könige berichten.

August III. empfing den heimkehrenden Künstler mit großer Gnade. Er erkundigte sich nach seinen Arbeiten in Rom und vernahm mit Vergnügen die Menge derselben. Die Königin und die Damen des Hofes freuten sich, den jungen schönen Mann zu sehen, mit der edeln Einfachheit in Rede und Manieren.

Jetzt sollst Du nochmals mein Bild in Oel malen! rief der König, den jungen Mann noch immer nach alter Weise wie einst den Knaben behandelnd. Mich und die Königin. Bist Du allein aus Rom heimgekehrt?

Mit einer Frau, Majestät.

Wie, Du bist verheirathet?

Mit einem einfachen römischen Landmädchen, Sire, erwiderte Mengs. Ich ging eines Tages durch die Straßen Roms, um ein Modell zu finden für eine Madonna, die ich zu malen beabsichtigte. Ich suchte lange. Die üblichen Gestalten, die zu diesem Zwecke dienen, behagten mir nicht. Wie ich aber unmuthig nach Hause wandern will, kommt mir eine Dirne entgegen, die auf dem Markte

Früchte verkauft hatte. Ich sehe das edle, schöne Gesicht, ich spreche sie an, sie erröthet, also schüchtern und schamhaft. Endlich mache ich ihr den Vorschlag, zu mir zu kommen, um sich von mir malen zu lassen. Gern, Signor, sagte sie, wenn es mir gestattet ist, mit meiner Mutter zu kommen. Bringe sie mit, rufe ich ihr zu und bestimme den Tag, wo ich Dich erwarten soll. Sie kommt, ist die Unschuld, die Liebenswürdigkeit selbst. Die Mutter ist eine gute alte Frau. Ich male. Das Bild wird in acht Tagen nicht fertig, es wird es nicht in vierzehn Tagen; es vergeht ein Monat und ich male noch immer an dem Bilde, da merke ich, was unterdessen geschehen ist, daß es mit meiner Standhaftigkeit, mit meinem Gleichmuth, mit meiner kalten Beobachtung aus ist, daß Marie mir mehr ist als bloßes Modell. So hat sich denn die ganze Angelegenheit nach und nach gestaltet.

Ist der Papa denn damit zufrieden? fragte der König.

Er ist's! rief Raphael; meine Mutter war ja auch nichts Anderes, als eine niedere Bürgerstochter; mein Vater hat sie hier auf ähnliche Weise kennen gelernt.

Du mußt sie mir bei Gelegenheit vorführen, bemerkte die Majestät. Wenn wir nach Leipzig

gehen, giebt's einen vortrefflichen Ort, wo ich neue Bekanntschaften machen kann. Dort bringe sie hin. Uebrigens bist Du ein sehr junger Ehemann; nach unserer Ansicht hättest Du warten können.

Sire, die Kunst leidet keine lange Freiwerberei und nicht viel Wählens. Es muß rasch abgethan sein, damit ich zur Staffelei zurückkehren kann.

Du verschweigst mir noch Etwas, was mit Dir in Rom sich ereignet hat, etwas sehr Wichtiges! bemerkte der König nach einer Pause. Man hat mir davon gesprochen.

Gewiß Pater Quirini, Ew. Majestät.

So ist's. Du bist in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche eingetreten! rief August. Daran hast Du recht gethan. Das ist Etwas, was uns Freude macht. Möchte nur der Papa Deinem Beispiele folgen. Zeit wäre es für ihn.

Raphael senkte den Kopf und erwiderte hierauf Nichts. Das Gespräch war zu Ende. Der König bestimmte die Zeit, wo das große Bild angefangen werden sollte. Als er zu dem Zwecke auf das Schloß ging, kam ihm August entgegen in einen Panzer geschnürt, das große Band des Hausordens über der Schulter, gepudert, frisirt und mit dem königlichen Mantel angethan. Der Prinz Xaver

begleitete den Vater und trug den Helm mit den Federn, der auf den Tisch gestellt wurde. August lachte, als er sich in diesem Pomp im Spiegel sah.

Da hast Du nun einen König! rief er. Sieh zu, was Du mit ihm beginnst. Einmal lege ich diese tausend Stücke und Sächelchen an, nicht zum zweiten Male. So habe ich dem Sylvestre zu meinem Bilde gestanden, dann nahm Prünell die Rüstung und stand weiter. Gieb nun die Dinge an, wie Du sie siehst, zum Ausmalen und Fertigzeichnen ist dann der Kammerdiener da.

Wenn ich einen Wunsch äußern dürfte, Sire, hub Mengs an, so wäre es, ich möchte die Rüstung fort haben. Ew. Majestät haben eine schöne breite Brust, das einfältige Eisenzeug verdeckt Alles.

Das geht nicht, mein Freund! erwiderte der König. Was würden meine Unterthanen sagen, erblickten sie mich ohne Cüraß. Auch mein Vater ließ sich nie ohne Rüstung malen. Ich sollte auch meinen, daß Sammt und feines Leinen viel zarter aussieht, wenn der rauhe Stahl darunter schimmert. So, stehe ich so recht? —

Vollkommen! rief Mengs, der die Umrisse der schönen Gestalt mit geschwindem Griffel auf die Leinwand brachte. Welch' ein prachtvolles Modell

für die Kunst! Ew. Majestät hätten ein simpler Lastträger werden sollen.

Hahaha! Warum denn das?

Wegen des Wuchses. Die Künstler hätten sich um ein solches Modell gerissen.

Inzwischen ist es doch gut, daß ich König geworden bin. Es hat doch Etwas voraus vor dem Lastträger. Wie hast Du denn Dresden wiedergefunden? Nicht wahr, schöne Bauten. Hübsche Plätze habe ich einrichten lassen.

Vor Allem die Kirche! rief Mengs, der mit Vergnügen diesen Anlaß benutzte, das Gespräch auf den bewußten Gegenstand zu bringen.

Ja, die Kirche! rief August. Damit ist etwas Sonderbares passirt. Sie droht den Einsturz. Wir stehen mit dem Baue fest. Die Leute behaupten, man könne sicher darauf rechnen, daß sie nächstens uns auf die Köpfe fällt. Das ist nun freilich nicht sehr tröstlich.

Chiaveri ist ein tüchtiger Künstler! rief Mengs.

Ich glaub's! Was mich betrifft, ich theile die allgemeine Furcht nicht. Ich habe mich erboten, über das Gewölbe an der gefährlichsten Stelle hinzugehen; aber man läßt mich nicht. Ich darf nicht einmal den Mauern mich nähern. Ich be-

klage den armen Chiaveri, aber ich kann ihm nicht helfen. Hast Du die Kirche gesehen?

Ja, Ew. Majestät, rief Mengs, und ich finde sie vollkommen gut und haltbar. Wir haben sie auf alle Weise geprüft. Zwei Bauverständige, die mit mir hergekommen, fällen dasselbe Urtheil, und wenn Ew. Majestät erlauben, so habe ich mich entschlossen, dem armen Chiaveri unter die Arme zu greifen und den Gang über das Gewölbe in diesen Tagen zu machen. Ich sehe nicht ein, was dabei zu wagen ist. Alle Welt kann zuschauen und sich überzeugen.

Die Königin war unterdessen in's Zimmer getreten mit zwei ihrer Prinzessinnen. Sie erschrak über des Mengs Kühnheit und bat den König, ihm den Gang zu untersagen. Graf Brühl, Pater Quirini, Alle thaten dasselbe.

So laßt ihn! rief der König. Einer muß doch der Erste sein, der den Unsinn niederschlägt und uns zu unserer Kirche führt. Fast zwei Jahre stockt der Bau; ich will durchaus nicht, daß wir länger auf Aufhebung eines Uebels warten sollen, das nur in den Köpfen der Unsinnigen und Thörichten besteht. Wann willst Du den Gang machen? setzte er hinzu. Ich werde zugegen sein mit meinem ganzen Hofe.

Der Tag wurde bestimmt.

Dresden, als es die Neuigkeit erfuhr, befand sich in einer gewaltigen Aufregung. Endlich sollte entschieden werden, ob das Gewölbe hielte oder nicht. Es hatte sich Jemand gefunden, der sein Leben daran wagte. Welch' eine heroische That! Am Morgen des bestimmten Tages füllten sich die Kirchen mit Andächtigen, die für das Gelingen des Unternehmens den Himmel um Schutz baten. Man hatte gehört, daß der König zugegen sein wolle: neue Befürchtung, daß er sich zu sehr dem gefährlichen Schauplatze nähern würde; eine Deputation des Raths erschien und bat den König und seine Familie, sich fern zu halten. Der König antwortete, daß dieser Vorfall zu sehr mit dem allgemeinen Besten zusammenhinge, als daß er sich bewogen fühlen könnte, sich gänzlich davon auszuschließen, doch sollte Vorsicht gebraucht werden. Der Platz um die Kirche umher wurde von Neuem ausgemessen und bestimmt. Leute, die allzunahe dem Schauplatze wohnten, verließen ihre Häuser und zogen mit Sack und Pack zu ihren Freunden in das Innere der Stadt. Kaufläden wurden geschlossen. Große, gedruckte Anzeigen benachrichtigten Jedermann von dem, was im Werke war, und riethen zur äußersten Vorsicht. Die Brücke

wurde gesperrt auf mehrere Stunden des Tages. Alles machte sich fertig, Zeuge dieser wichtigen Thatsache zu sein. Die Frommen kamen mit Gebet zur Stätte, die Neugierigen mit Ferngläsern, die größere Masse mit stumpfer Begierde irgend Etwas zu erleben. Man hatte gehört, daß der Maler Mengs den Gang wagen würde; Niemand wußte von dem jungen Mengs Etwas, den seine Freunde noch in Italien wähnten, man hielt den Vater Mengs für den Tollkühnen und man bedauerte sein Alter, man beklagte seine Familie, die er mit dieser verwegenen That an den Rand des Abgrundes zu bringen trachtete, man nannte ihn einen alten aberwitzigen Thoren, der, um fremde Ungeschicklichkeit darzuthun, sich selbst der äußersten Gefahr aussetzte. Der englische Gesandte, Ritter Williams, mischte sich unter's Volk und bot Wetten an über das Gelingen der Unternehmung: man wettete ziemlich hohe Sätze. Bilder wurden verkauft, auf denen der Engel Gabriel in Person die Herabstürzenden faßte und in den Himmel trug. Der einzige Glückliche und Frohe bei diesem Anlaß war Chiaveri, der seinem Retter wiederholt um den Hals fiel und ihn einen Gott nannte, vor dessen Leuchten die Waffen des Aberglaubens in den Staub sanken.

Eine Menge anonymer Briefe hatte noch am Morgen des Tages Raphael abgemahnt. Es war ein schöner Tag: die Sonne erhob sich glänzend aus den Nebeln des Morgens und beleuchtete die Mauern der halbfertigen Kirche. Der Platz um dieselbe war, obgleich das Schauspiel erst um die zehnte Morgenstunde vor sich gehen sollte, gedrängt voll Menschen. Die Gerüste, die in der Eile für die Vornehmen errichtet waren, fingen bereits auch an sich zu füllen. Man scherzte und lachte, man klagte und weinte; es war die höchste Bewegung und die größte Gleichgültigkeit dicht neben einander. Um halb zehn Uhr erschien der Hof und nahm die Tribüne ein, die auf der Seite des Zwingers für ihn erbaut war, die jetzt das Museum füllt. Der Tusch der Trompeten zeigte an, daß Se. Majestät, der König von Polen und Kurfürst von Sachsen erschienen sei. Eine tiefe Stille trat ein; man sah nach der Brücke hin, von wo die Hauptschauspieler dieses Dramas kamen. Endlich zeigten sie sich. Eine Musikbande ging ihnen voran. Mengs, dem es darum zu thun war, daß Alles so öffentlich und überzeugend geschah, als es nur irgend möglich war, hatte diese effectvolle Scene angeordnet. Er erschien mit Chiaveri an der Hand; zwei fremde Baumeister und zwei ihrer

Begleiter folgten. Sie gingen gemessenen Schrittes auf die Kirche zu. Ein allgemeines Beifallsgeräusch ließ sich hören, als sie erschienen. Einige aus der Zuschauerschaft stürzten über die gezogene Grenze, um den Männern zu folgen; allein sie wurden zurückgewiesen. Die Sechse gingen in die Kirche ein. —

Während sie drinnen waren, herrschte eine ahnungsvolle Stille. Man sagte sich, daß sie die Sacramente genössen, um sich allen Zufälligkeiten des Ganges gerüstet zu unterwerfen. Alle Blicke wandten sich nach zwanzig Minuten auf den Gipfel der Wölbung, die allen Augen bloß sich aus der Tiefe der Kirche emporhob. Plötzlich erschien oben der junge Mengs. Er stieg die Treppe hinan; dicht hinter ihm folgte Chiaveri. Ihr Erscheinen ward mit vielen Stimmen des Beifalls gefeiert. Jetzt gingen sie die letzten Stufen in die Höhe und befanden sich vor der Wölbung der obersten Kuppel. Es galt nun diese zu überschreiten. Festen Fußes eilte der junge Mann hinauf und mit dem Baukünstler an der Hand zeigte er sich zur allgemeinen Ueberraschung. Ein tausendstimmiges Vivat erschallte. Mengs und sein Gefährte bückten sich nach der Richtung, wo der König saß, dann nach dem übrigen Publicum. Ein entscheidender, ängst-

licher Augenblick. Beide Männer auf der Spitze der Wölbung; hoch aufgerichtet, frei und kühn um sich schauend. Allgemeine Stille; jeden Augenblick dachte man das Zusammenstürzen zu hören und jeden Augenblick wurde man getäuscht. Von Neuem brauste der Beifall. Beide Männer nahmen die Hüte ab, um sie in der Luft zu schwenken; man schrie ihnen zu, sie möchten das nicht thun! Man bat, man lärmte. Viele Stimmen riefen: Es weicht der Boden. Andere antworteten eben so laut: Er weicht nicht! Der Bau ist fest! Es lebe der Baumeister, es lebe Chiaveri! Jetzt kamen auch die zwei Andern: das Gewicht wurde verdoppelt. Auch sie standen unangefochten. Alles schrie von Neuem: Das Gewicht ist zu stark! Hinunter mit den zwei Andern! Aber unbekümmert standen die vier Männer auf einem Punkte, wo man noch vor einer Stunde keinen Federball hingeworfen hätte, aus Furcht, das Gewölbe stürzen zu machen.

Als die Probe bestanden war, nahte sich Chiaveri der königlichen Loge an der Hand Raphael's. Der König bezeigte sich zufrieden, der Bau sollte nun rasch fortgesetzt und beendet werden. Alle Stimmen waren wie umgewandelt. Chiaveri's Lob tönte auf Aller Zunge! Der unglückliche,

schwergeprüfte Mann richtete sich auf; er blickte wieder frei um sich, seine Ehre war gerettet. Er empfing die Lobsprüche des Adels, des Magistrats, der Bürgerschaft. Jedermann fand es jetzt lächerlich, wie man nur an der Dauerhaftigkeit und Stärke des Werkes hatte zweifeln können. Jedermann behauptete, mit eben der Leichtigkeit hinaufsteigen zu wollen, wie es Mengs gethan. Das Ganze war nur ein Kinderspiel: man wußte ja, daß die Mauern halten würden.

So schlug die öffentliche Meinung in dem Zeitraume von noch keiner Stunde völlig in das Gegentheil um. — So ist die Welt!

Der Bau ging jetzt rasch vorwärts. Die Ueberdachung begann, die Statuen wurden aufgestellt. Nicht voll ein Jahr und das Schiff der Kirche stand vollendet da, geeignet zum Gottesdienst. Der Nuntius, Monsignor Aberik Archinto, weihte sie im Jahre 1751 ein.

Was Raphael Mengs betrifft, so vollendete er seine Arbeiten mit großem Eifer und Fleiße. Noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, wurde er erster Hofmaler: und dieses verdankte er nicht der Cabale, nicht der Gunst der Frauen, sondern lediglich seiner Kunst und seinen Verdiensten. Seine Pension wurde bis auf tausend Thaler erhöht.

Dies war jedoch wenig gegen die Anzahl von Geschenken und Kleinodien, die ihm der König, die Königin, der Kurprinz und dessen Gemahlin bei unzähligen Anlässen verehrten.

Aber auch dieses Geld, zusammen mit den Pensionen der beiden Mädchen an 2200 Thaler, floß in die Tasche des Vaters, der, von Italien zurückgekommen, wieder sein altes System mit der Sparsamkeit eingeführt hatte. Die römische Schwiegertochter brauchte viel, sie erhielt nur wenig. Raphael selbst mußte fast mit Gewalt einige hundert Thaler aus der ewig verschlossenen Schatulle des Alten hervorzwingen. Der alte Mengs hatte ein zuverlässiges Mittel, bei diesen Gesuchen standhaft zu bleiben: er erwiderte nämlich kein Wort. Dieses feste und ewige Schweigen brachte die Bittsteller zur Verzweiflung, denn sie sahen ein, daß sie aus dieser Statue Nichts würden hervorzaubern können. Dabei war der alte Mengs in seine Magd verliebt worden und dachte alles Ernstes daran, die Sechzigjährige zu heirathen. Aber die Magd zierte sich. Es mißfiel ihr, daß ihr Herr wie seine Kinder katholisch geworden: nach ihrer Phantasie hätte er seinem Glauben treu bleiben und ihr Mann werden sollen. Indessen ein solcher Freiwerber, der mit einer Kiste voll Geld, das

seine Kinder erworben, vor sie trat, machte dennoch seine Wirkung und Mademoiselle Pelunta entschied sich endlich, nachdem sie sich lange hatte bitten lassen, Frau Mengs zu werden. Dieses Ereigniß brachte in die Familie einen allgemeinen Schrecken. Mengs, seine Frau, seine zwei Schwestern — Alle conspirirten jetzt gegen den alten Vater; der Vater und seine sechzigjährige Frau conspirirten gegen die Kinder. Die große Confusion in dem Hause Mengs endigte sich damit, daß man den Vater zwang, die Kinder mit dem Nothwendigsten auszustatten und sie eigene Wohnungen beziehen zu lassen. So erhielt Raphael seine Pension ungekürzt und die Mädchen die Hälfte der ihrigen.

Es war schade, daß diese Krisis nicht durch die Bemühungen Faustinens, Eleonorens und des Annibale zu Ende geführt wurde, indem Faustina in Wien sich befand, Eleonore sich nach einem fernen Orte vermählt hatte und Annibale nach Paris gezogen war, als alles Dieses sich ereignete.

Der öffentliche Frieden zwischen den streitenden Parteien war nun so ziemlich hergestellt, das innerliche Verhältniß, gestört durch die Ränke der Frau Mengs, die nicht vergessen konnte, daß sie die Kinder, die sich jetzt ihr zu widersetzen unter-

standen, einst auf ihren Knieen geschaukelt, blieb nach wie vor. Sie war es, die den Vater Mengs immer wieder zu Handlungen der Härte und Ungerechtigkeit antrieb. — Thereſa Concordia Mengs wurde von der Königin aufgefordert, ihr die Nacht von Correggio in verkleinertem Maßſtabe zu copiren. Es gelang vortrefflich.

Das Altarblatt der Kirche war jetzt Gegenſtand der Berathung. Der König erklärte, daß nur Mengs, der ſich ſo verdient gemacht um dieſes Gotteshaus, es malen ſolle, und der Künſtler, eines ſeiner Hauptwerke vor ſich ſehend, ging in vielerlei Skizzen mit ſich zu Rathe, welchen Gegenſtand er wählen ſolle. Die Skizzen wurden dem Könige vorgelegt und dieſer entſchied den Mengs zu einer Himmelfahrt, die er beſonders geeignet zu dieſem Zwecke fand.

Mengs, dem es gelüſtete, wieder nach Italien zu gehen, der dadurch den Quälereien mit ſeinem Vater zu entſchlüpfen meinte, ſtellte dem Könige vor, daß ein ſolches Bild nur in Rom gemalt werden könne, gleichſam unter den Augen des Raphael von Urbino. Der König gab ſeinem geliebten Mengs den verlangten Urlaub und begleitete dieſen mit einem koſtbaren Geſchenke.

Von dieſen großen Aufträgen und dieſen Be-

stellungen sprechen hörend, erkrankte der alte Hofmaler Sylvestre und ließ sich von seinem Arzte ein Zeugniß geben, daß er einer mildern Luft bedürftig sei und daß er nach Paris heimkehren wolle. Dieser Künstler hatte seine Verdienste; er hatte unter August dem Starken schon Proben davon abgelegt und hatte solche auch auf die Zeiten seines Sohnes erstreckt. Es war nicht zu leugnen, daß, wenn nicht die aufgehende Sonne des jungen Mengs die Werkstätten der Künstler jener Tage erleuchtet hätte, von Herrn Louis Sylvestre noch manches gutes Stück producirt worden wäre. Denn seine Manier war eine wohlgefällige und correcte. Aber mit den Erfolgen des Mengs war kein Wettkampf möglich, und da diese Erfolge einen Künstler wie Sylvestre, der mit großer Selbstzufriedenheit wirkte, empfindlich berührten, so ist's erklärlich, daß er ging, um nicht zusehen zu müssen, wie ihm ein Blatt nach dem andern aus seinem Lorbeerkranze ausgezogen oder besudelt wurde. Der König gewährte dem alten Manne seinen Wunsch und ließ ihn in Ehren ziehen. Er ging auf das Landgut seiner Tochter und von dort nach Paris.

Bevor wir den Mengs reisen lassen, müssen wir noch einen Zug der Freundschaft von ihm berichten, der ihn charakterisirt. Annibale war

aus Paris heimgekehrt und fand den Freund im Begriffe der Abreise. Ohne Annibale's Bild zu malen, das als Denkmal der Freundschaft bestehen sollte, war es Mengs nicht möglich abzureisen. Das Bild in Pastell gab der König von seinem Schreibtische, auf dem es stand, nicht fort. Es wurde noch ein Bild in Oel entworfen und an dem Tage der Abreise, ja sogar in der letzten Nacht vollendet. Der König wollte dieses Bild sehen; Mengs brachte es ihm am Morgen seiner Abfahrt. Ich finde darin, mein Raphael, etwas Feines, Inniges, was ich in Deinen anderen Bildern vermisse, sagte August. — Ew. Majestät entdecken darin den Freund, erwiderte der Künstler mit glücklicher Kühnheit, das ist eine Sorte Menschen, die die Fürsten nicht kennen. — Der König, so wenig beleidigt durch diese Worte, nahm auf das Gnädigste Abschied, indem er ihm das große Bild für die Kirche empfahl. Er ahnte nicht, daß er weder den Mengs noch sein Bild jemals wiedersehen würde. Die Stürme des siebenjährigen Krieges brachen über Sachsen aus.

Es war im Monat September 1752, als er mit seiner Frau und seinen beiden Schwestern nach Rom aufbrach.

Das Leben eines Künstlers, das er auf seiner Staffelei oder auf den Gerüsten zubringt, hat wenig Abwechselung. Ein solches Leben führte jetzt Mengs in Rom. Besuche, Bestellungen, vornehme Freundschaften wechselten mit einander ab. Die Akademie zu St. Luca erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Lord Pessy bestellte bei ihm zwei große Gemälde von Raphael, die Hochzeit der Psyche und die Schule von Athen. Zu gleicher Zeit ging er daran, das Bild für die Kirche zu Dresden zu entwerfen. Die Fülle der Arbeiten zwang ihn, es einstweilen wieder hinzulegen. Winckelmann's Ankunft zu Rom war ebenfalls ein Ereigniß. Winckelmann und Mengs wurden Freunde. Beide studirten das Alterthum. Mengs brachte Leben und Bewegung in die starren Schulbegriffe seines Freundes, während dieser Ordnung und Regelmäßigkeit in den Ansichten des Mengs stiftete. Unter den vielen Schülern, die er in Rom annahm, befand sich auch Herr Antonio Maron aus Wien. Die junge Theresia Concordia Mengs, bei ihrem Bruder wohnend, ward von diesem dem Maron als Ehegattin gegeben. Der Bund wurde unter glücklichen Auspicien gestiftet. Die andere Schwester Juliane begab sich in ein Kloster.

Der ausbrechende Krieg in Sachsen im Jahre 1756 machte, daß die Auszahlung der Pensionen unterblieb; Mengs, dergestalt mit Aufträgen überhäuft, merkte fast nicht diesen Abbruch an seinem Einkommen. Nicht genug befriedigt durch die Triumphe, die er durch das Malen in Oel erreichte, suchte er auch auf ein Feld seine Thätigkeit hin zu verpflanzen, das stets viel Interesse für ihn gehabt, auf die Frescomalerei. Da man in dieser Kunst Proben leisten muß, ehe Einem Bestellungen gegeben werden, so entschloß sich Mengs, die Decke der Kirche der Cölestiner Mönche unentgeltlich mit einem Werke zu zieren, das allgemeinen Beifall fand. Von dort an wurden ihm nun Aufträge auch in dieser Manier der Kunst. Der Cardinal Albani, sein Gönner und Freund, gab ihm die Decke in seinem Landhause Albani in Rom zu malen. Mengs stellte darauf den Parnaß dar mit dem Apoll und den Musen. Diese reizende Composition, auf welcher eine der größten Schönheiten des damaligen Roms, die Gräfin Carolina, als Kalliope dargestellt war, macht die Königin von Neapel, eine sächsische Prinzessin, Tochter August's, auf den Künstler aufmerksam. Sie ladet ihn nach Neapel ein und fordert ihren Gemahl auf, ein Gemälde für die

Capelle zu Caſeſta bei ihm malen zu laſſen. Ein anderes Gemälde erlaubte die Zeit nicht fertig zu machen, indem das königliche Paar nach Spanien ging, den dortigen Thron einzunehmen, der ihm durch Erbfolge zugefallen war. Mengs mußte dorthin ihnen folgen und wird von dem Könige mit einem Gehalte von 6000 Thalern angeſtellt.

Wir würden nichts Anderes zu thun haben, als immer nur Bilder auf Bilder zu häufen, die alle königlich bezahlt wurden, wollten wir Schritt vor Schritt dem Leben unſeres Künſtlers folgen, der zwiſchen Madrid und Rom hin- und herreiſend, überall mit Bewunderung und Staunen empfangen, von den Fürſten geliebkoſt, von den Künſtlern geehrt, überall Spuren ſeines Talents hinterließ. Eine peinliche Krankheit, eine beginnende Waſſerſucht befiel ihn in Spanien und zwang ihn, Rom aufzuſuchen. Kaum geheilt, ging er von Neuem nach Spanien, wo das alte Uebel ihn beim Ausmalen der Zimmer Sr. Majeſtät wieder befiel und den König dahin brachte, ihn ſelbſt fortzuſchicken, damit er in Rom wieder geſunde.

In Rom angelangt, erwarteten ihn neue Aufträge von England, von Rußland, von Deutſchland her. Es war zur Manie geworden: Alles wollte Arbeiten von Mengs haben. Seine Ge-

ſundheit wurde von Neuem angegriffen und dieſes Mal tödtlich. Statt die Nächte zu ruhen, bezeichnete er ſie ebenfalls durch Arbeiten mit der Feder. Ein Traktat über die Schönheit giebt Zeugniß hiervon. Auch Familienſorgen kamen in dieſem Zeitpunkte des Lebens vor. Ismael Mengs war geſtorben und hatte ſeine habſüchtige und niedrigdenkende Frau hinterlaſſen, die nichts Klügeres zu unternehmen wußte, als das ſämmtliche Vermögen in Anſpruch zu nehmen, mit Ausſchließung der Rechte der Kinder. Es entſtanden Proceſſe. Frau Mengs, welche die gerichtlichen Formen zu langſam fand, ſetzte ſich in einen Wagen und reiſte allein nach Spanien, wo damals Mengs ſich aufhielt und erſchien vor ihm mit dem ganzen Regiſter ihrer Forderungen. Sie hatte den Charakter des Mengs richtig beurtheilt. Sie wußte, daß Alles mit ihm anzufangen war, wenn man ihn perſönlich ſprach, durch Vorſtellungen und Bitten ſein Herz beſtürmte und ihn zu nachher bereuten Schritten veranlaßte. Mengs verzichtete auf ſein Erbe, gab der Stiefmutter noch Geſchenke und war froh, als er den Wagen derſelben wieder fortrollen hörte. So wußte Frau Mengs ſich in gute Vermögensumſtände zu verſetzen.

Seine Frau und zwei ſeiner Töchter gingen

ihm voran. Mengs selbst war im höchsten Grade leidend, als er noch immer an den Gemälden arbeitete, die der König von Spanien ihm aufgetragen. Auf den Vorwurf hierüber, den die Freunde ihm machten, erwiderte er: Er ist stets so gütig für mich gewesen, kann ich mehr für ihn thun, als für ihn mit der Palette in der Hand sterben? — Der 29. Junius des Jahres 1779 war sein Todestag. Er wurde einundfünfzig Jahre alt. Mit ihm ging ein großer sächsischer Name unter, der in Rom wie in Madrid bleibende Denkmäler seines Ruhms hinterlassen hat, nicht weniger als in Dresden, seiner Vaterstadt.

Wir wollen jetzt einige Worte über eines seiner vorzüglichsten Bilder sagen, über die Verklärung Christi, die sich in der katholischen Hauptkirche zu Dresden befindet. Das Bild ist sehr hoch und verhältnißmäßig schmal. Es stellt die Erhebung Christi in den Himmel vor. Die Figur des Erlösers macht ungefähr die Mitte des Bildes aus. Oben ist Gott Vater dargestellt, von den drei Hauptengeln getragen, über ihm eine Glorie kleiner Engel. Das Gewand Gottes ist lichtes Weiß, eben so das Haar und der Bart, so daß nur ein kleines rosenrothes Gesicht übrig bleibt, in welchem man einen offenen Mund erkennt. Der eine

Engel, der seine Füße stützt, zeigt sich in einer schwierigen Stellung im Rücken. Die ganze Gruppe ist recht glücklich componirt. Dann kommt Christus, hinaufstrebend, die Arme ausgebreitet, umflattert von einem rothen Gewande, das sich nach oben ausbreitet, um die Füße sich zusammenzieht. Stellung, Gesicht, Ausdruck ist Alles vortrefflich, besonders die Brust des Schwebenden, die oben von der Lichtfülle einen schönen Strahl empfängt. Das Gesicht ist das eines schönen Jünglings, der von freudigem Erstaunen erfaßt wird, in das sich die Innigkeit der Liebe und das Bewußtsein schöner und edler Handlungen mischt. Er drängt nach oben. Es ist kein müßiges Schweben in der Luft, es ist der Zug des Verlangens, das ihn nach oben hinzieht. Ihm zur Seite, ziemlich blaß gehalten, zeigen sich zwei Engel. Dies ist die Mittelpartie. Die dritte, die untere Hälfte beschäftigt sich mit der Erde und den darauf Hinterlassenen. Links vom Beschauer sieht man im Vordergrunde Petrus knien, die Arme mit Inbrunst zum Himmel gerichtet; neben ihm die Jungfrau, mit über die Brust gefalteten Händen und gläubig emporschauenden Blicken. Hinter ihr kniet Magdalena, ziemlich im Dunkeln. Rechts ist Johannes auf die Kniee gesunken, mit einem etwas erkünstelten

Ausdrucke von Schwärmerei und Bewunderung nach oben blickend. Hinter ihm Thomas, der zu zweifeln scheint, sich aber doch dem Wunder ergiebt; die übrigen Apostel in angemessenen Stellungen und mit eben solchen Geberden füllen und runden die irdische Gruppe. Die Farbe ist jetzt bereits bedeutend angedunkelt, besonders die Partien auf der Erde, die schon beim Beginn dunkel gehalten waren, haben sich jetzt in völliges Schwarz verwandelt; dies gilt auf die hinten stehenden Apostel und auf Maria Magdalena.

Ein sehr berühmtes kleines Pastellbild von Mengs ist der bekannte Amorkopf, der in Copien in fast allen Cabinetten und Kunstsammlungen zu finden ist, hier aber in Dresden im Original hängt. Es ist ein blonder Knabe, der einen Pfeil schärft und dabei halb schalkhaft, halb fragend nach oben blickt, als riefe ihm von dort Jemand zu, den Pfeil nicht allzu sehr zu spitzen. Das frische, gesunde und dabei doch so durchgeistigte Gesicht ist vortrefflich, die Augen glänzen in einem fast überirdischen Lichtglanze, der Mund ist auf das Lieblichste gerundet, der kleine Körper ist in dem zartesten, blühendsten Fleisch gehalten. Leider wird es, da es ein Pastell ist, dem Schicksal nicht entgehen, das alle Pastellbilder trifft; es wird

verbleichen, das heißt: alle warmen Fleischtöne verschwinden, und es bleibt ein fahles, kreidiges Weiß übrig, das gerade den entgegengesetzten Effect von dem hervorzubringenden darstellt, nämlich: Kälte, Unwahrheit und etwas Starres, Todtes.

Iffland.

I.

Durch die einsamen Gänge des Thiergartens schritt in heller Mondscheinnacht ein Mann in einen Mantel gehüllt und näherte sich einem Hause, das, abgesondert von den anderen Häusern, in einer Gruppe von Bäumen stand. Die Bäume waren entlaubt, der Balkon des Hauses und die Stufen des Eingangs mit Schnee bedeckt. Es war im März und ein ungewöhnlich reichlicher Schnee gefallen. In der Vertiefung der Hausthür kauerte eine Gestalt in Lumpen, die sich erhob, als der Mann sich näherte, und die ihm entgegentrat, um ein Almosen bittend.

Du bist dieselbe Kleine, die ich bereits zweimal beschenkt habe; zu oft darfst Du mir nicht kommen, sagte der Herantretende und wollte vorübereilen, allein das Bettelkind erfaßte seinen Mantel.

Herr! die Mutter hat mich hinausgetrieben,

mit leeren Händen darf ich nicht zurückkommen, es ist spät, es schenkt mir Niemand etwas in dieser abgelegenen Gegend; erbarmt Euch meiner!

Der Herr stand auf der Treppenstufe still. Der Mantel war zurückgeschlagen und der Mond schien in ein bleiches, wohlgebildetes, ernstes Mannesantlitz, die Blicke waren auf die Kleine gerichtet und mit einer Stimme, der es nicht an Weichheit und Wohlklang mangelte, sagte er:

Deine Mutter war früher beim Theater, hast Du mir gesagt. Wenn es wahr ist, komm' morgen gegen Mittag, wenn ich in die Stadt gehe, und zeige mir den Weg zu dem Hause, in dem sie wohnt; ich will sie sehen und sprechen. Jetzt geh' und nimm das. Die Kleine empfing das Geld dankend und lief frierend in die Winternacht hinaus. Der Mann trat in das Haus, auf den Ton einer Klingel erschien eine alte Magd, die ihn in sein Zimmer leuchtete, in welchem der Ofen brannte und in welchem es wohnlich und behaglich aussah. Bilder hingen an der Wand, ein Teppich deckte den Boden und gegenüber dem Schreibtische, der in der Nähe der beiden hohen, mit Vorhängen geschlossenen Fenster stand, bildeten ein Flügel und eine Harfe eine geschmackvolle Verzierung. An der Harfe hing ein frischer Blumen-

kranz. In der Nähe des Ofens stand ein hoher Lederstuhl, in welchem eine Katze lag, die sich in ihrem Schlummer durch das Erscheinen des Lichtes und des Hausherrn nicht stören ließ. Alles in diesem Zimmer drückte Stille, Frieden und poetische Zurückgezogenheit aus.

Nur in dem Geiste und Gemüthe des Bewohners dieser Räume, schien es, war dieser Friede und diese Ruhe nicht zu finden. Er setzte sich an den Schreibtisch, überlas flüchtig die Adressen der angekommenen Briefe und versank dann, das Haupt auf den Arm gestützt, in Träumereien.

Es schlug zehn Uhr. Ungewöhnlich früh war diesmal das Schauspiel beendet gewesen. Die Alte kam, um das Abendbrod aufzutragen, sie setzte eine Flasche Wein und einen Teller mit kalter Wildpretpastete auf das Tischchen, das vor einem Sopha stand, welches die Wand gegenüber dem Flügel einnahm. Die Katze erwachte beim Geruch der Speisen aus dem Schlummer und kam, ihrem Herrn die Aufwartung zu machen, eigentlich aber aus der egoistischen Absicht, an dessen Abendmahl Theil zu nehmen. Es meldete sich hierzu noch ein Gast. Die Thür öffnete sich und ein ältlicher Herr in einem Pelze, dessen Kragen ihm über die Mütze hoch hinaufragte, trat ein und ward leb-

haft und herzlich bewillkommnet. Der Hausherr schob einen Stuhl an das Sopha heran und befahl, ein zweites Glas zu bringen: Bevor jedoch der Gast sich setzte, öffnete er den Vorhang des einen Fensters und, den vollen Mondstrahl über sich herübergleiten lassend, sagte er:

Ich will zuerst sehen, ob wir schon Vollmond haben, denn Du weißt, beim Vollmond fängt das gichtische Ziehen in meinem linken Beine an.

Der Hausherr erwiderte nichts, aber er lächelte und zertheilte die Stücke der Pastete. Dann kam der Gast und setzte sich an seine Seite.

Das Schauspiel schon zu Ende? begann er.

Wir fangen jetzt früher an wegen des Unwohlseins der Königin. Sie bleibt nur kurze Zeit und geht bald wieder fort, erwiderte der Hausherr.

Wie war's?

Frostig.

Wie? Eine Deiner besten Rollen? Der Shylock und — frostig?

Man hat mich satt. Ich bin ihnen nichts Neues mehr. Die Kritik hat mich zum Krüppel geschlagen und Krüppel mag man nicht sehen.

Eine Pause herrschte. Der Collaborator Roland, so hieß der Gast, kostete an seinem Weine,

prüfte ihn, fand ihn gut und setzte das Glas bedächtig hin, indem er sagte:

Das freut mich.

Das freut Dich?

Ja, denn es ist Hoffnung da, daß Du in diesem Falle an den Rhein zurückgehst, von wo Du gar nicht hättest weggehen sollen.

Der Hausherr seufzte. Sein Blick glitt unwillkürlich auf die Harfe und den daran befestigten Kranz.

Hast Du nichts von Laura gehört? fragte er.

Sie muß noch immer das Zimmer hüten, allein an Deinem Benefiztage hofft sie das Theater besuchen zu können.

An meinem Benefiztage? Man wird diesen Tag benutzen, um mich vollends niederzuwerfen. Es wird daran gearbeitet, mir eine Demüthigung besonderer Art zu bereiten. Ich weiß es, aber ich fürchte mich nicht. Man darf diesem Volke nicht Kleinmuth zeigen, sonst ist man verloren. Soweit kenne ich denn doch nun schon meine Leute. Stolz, dreist und zuversichtlich will ich ihnen bis zu der letzten entscheidenden Stunde entgegentreten. Sie sollen mir den Kranz von der Stirn reißen, anders bekommen sie ihn nicht. Es sind ohnedies Lorbeeren, die in diesem märki-

schen Sandboden nicht gewachsen sind. Man soll nicht sagen: der Iffland ist an den Mückenstichen der Berliner Kritik gestorben.

An den Rhein, an den Rhein mit Dir!

Nun soll es mir an Kälte, an Schärfe, an Objectivität fehlen; nun soll ich zu weich sein, zu sehr mich selbst spielen! Und beim König Lear hieß es wieder, ich vergäße gänzlich, daß der Grundzug im Charakter jenes Unglücklichen Weiche und Gefühlstiefe sei. O, man möchte selbst wahnsinnig werden einem Publicum gegenüber, das den Genuß tödtet in der Kritik!

An den Rhein mit Dir, zurück an den Rhein!

Und immer werden mir Fleck's Verdienste vorgehalten, weil er der Abwesende ist und ich der Gegenwärtige! Sie gleichen dem Hunde in der Fabel, der den Bissen, den er im Munde hat, fallen läßt, um nach einem Schatten zu haschen. Doch immerhin, sie mögen so toll, so unverständig sein, als sie immer wollen und können, weiß ich doch, daß Eine da ist, die mich versteht, die, wenn ich meine ganze Seele hingebe, sie entgegennimmt mit jener weichen Liebeshand, die sich hütet, mir hier eine kaum vernarbte Wunde, dort einen vibrirenden Nerv zu berühren. Wenn ich mein suchendes Auge zu ihrem Platze sende und ich finde ihn

leer, entsinkt mir sogleich der Muth, und das hundertäugige Ungeheuer, Publicum, das ich vor mir gelagert sehe, preßt mir ein Beben der Angst und des Entsetzens ab. Finde ich aber Sie, dann ist das Spiel ein Spiel, dann gleiten mir, wie von unsichtbaren Händen mir abgefordert, die köstlichsten Perlen aus dem Liebesreichthum der Seele. Ich empfinde, und was ich empfinde, ist — Sie! Sie ist's, die mir den Athem versetzt, wenn ich auf die Bühne stürze als Franz Moor; ich zittere, indem ich die Schrecken der Hölle ihr vor das Auge bringen soll, ihr, der Reinen, und wenn ich als Wallenstein die ewigen Sterne befrage, ist's wieder Sie, die mich an die Wahrheit des ewigen Himmels glauben lehrte. Ach, daß diese Frau eine Frau ist, daß dieses süße Gebilde kein geschlechtsloser Genius ist, dann wäre er mein, ich könnte ihm Altäre bauen, und Niemand dürfte mir verargen, wenn ich laut vor allem Volke mich mit dem Göttlichen vermählte. Der Künstler mit seiner Gottheit! Was wollt ihr? Ist das nicht ganz in der Ordnung? So aber steht Sie auf einer unnatürlichen Höhe, Sie, die Liebenswerthe, ist dem Liebesbedürfniß entrückt, die irdisch Fühlende ist mit einer kalten Glorie des Standes umgeben. Kann man einen ärgern Hohn aus-

sprechen, als das Geschick ihn sich hier ungestraft erlaubt? das allgemein Begehrte ist zugleich das Allen Versagte. Mein Auge füllt sich mit Thränen — ich muß schweigen.

Wenn das Theater nur nicht so zugig wäre, hub der Collaborator nach einer Pause an, während der Schauspieler, sein Haupt auf die Hand stützend, vor sich hinsah — ich sage Dir, Freund, es giebt da Thüren, Thüren ohne Vorhänge, die Dante in seiner Hölle nicht passender hätte anbringen können, um eine neue Qual seiner Verdammten, einen teuflischen Rheumatismus beizubringen. Das ist auch der Grund, weßhalb ich so selten in's Theater gehe. Es thäte der alten Bude gut, wenn eine wohlthätige Feuersbrunst sie mit einem Schlage vom Leben zum Tode brächte. Anders werden wir den Jammer nicht los. Im Zugwinde zu sitzen ist aber das Schlimmste, was einem armen Adamskinde begegnen kann.

Alter, fuhr Iffland zornig empor, Du wirst mir auch gar zu philisterhaft! Hast Du denn durchaus kein Wort für meine Leiden? Mann der Jämmerlichkeit, ist denn Deine Seele wie Dein Ohr mit Kampherstöpselchen verpfropft? Sonst wußtest Du doch zu schwärmen. Erinnere Dich, wie wir in Mannheim an den Ufern des Rheins bis spät

in die Nacht Arm in Arm dahinflogen! Wie ich, auf der Rheinbrücke stehend, einst den Fiesco mit Dir spielte, Dich, den Fiesco, von der Brücke stieß, so daß Du mit einem Beine bereits in der Fluth zappeltest!

Ach, und ich hatte Nankingbeinkleider an, jammerte der Collaborator — Du Entsetzlicher, das rührte Dich nicht!

Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach! declamirte Iffland und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. O, das waren Zeiten! Man sollte das jetzt mit Dir versuchen, Du Liebling des Apothekers, Du Sohn des Rhabarbers, Du Buhle der Wärmflasche, Du im Geheim mit der Flanelljacke Getrauter! Geh — geh! Wenn ich nicht wüßte, daß unter Deinen Pflastern und Umschlägen noch eine Seele stäke, ich würde Dich als wurmzerfressenes altes Möbel längst in die Plunderkammer geworfen haben.

Was wirst Du zu Deinem Benefiz geben? fragte der Gescholtene, indem er lächelnd sein Glas leerte und nach dem Ofen sah, um sich zu überzeugen, daß er noch in voller Gluth sich befinde.

Ich habe da einen Gedanken, entgegnete Iffland. Ich will die Hand daran legen, ein neues Jugendproduct wieder in's Leben zu rufen.

Ein Jugendproduct?

Ja, meine Jäger. Es ist mir in diesen Tagen ein wunderliches Ereigniß zugestoßen. Allein es will sich nicht schicken, daß ich jetzt schon davon spreche. Alles liegt noch in der Knospenhülle. Aber, so viel sage ich, Leid und Lust früherer Tage ist wieder wach in dieser Brust geworden. Ich habe in ein redlich Herz geschaut, in ein Herz, wie Gott es liebt, in ein Herz, das seine Schmerzen brav erträgt, männlich mit der Sünde kämpft, mit einem Worte, einen Jüngling hab' ich geschaut, gerade wie ich ihn damals suchte und ihn nicht fand, als ich den treuen Anton seiner Mutter an's Herz und seiner Liebsten in die Arme legte. Du sollst sehen, wie ich jetzt ganz anders den Oberförster spielen werde. Ich freue mich darauf, wie auf ein Fest.

Deine alten Jäger? Aber, das ist ja keine Neuigkeit, wunderlicher Mann!

Meine alten Jäger! Ich sage Dir, sie sollen Dir so jung erscheinen, als wären sie erst in dieser Nacht aus dem gährenden Becher der Phantasie gestiegen. Aber, wie gesagt, vorzeitig Plaudern liebt die Muse nicht. Du wirst sehen, und wenn Du gesehen haben wirst, wird Dir der Glaube in die Hand kommen. Und übrigens, hat man

mir wohl Zeit gelassen, etwas Neues zu dichten? Angespannt an den Karren, wie ich die letzten Wochen über war, stets fertig dastehend, wenn die Pfeife des Intendanten erscholl und irgend ein fremder Prinz sich vor den Thoren blicken ließ. Ich will und muß Ruhe haben, wenn ich auf's Neue von den Himmlischen ein Geschenk erbitte. Was ich die letzte Zeit geschaffen, ist ohnedies halb und halb eine Versündigung gegen meinen Genius.

Ja, Du hast Teltower Rüben geschaffen, schaltete der Gast ein, aber für den märkischen Sand, sollte da etwas Besseres taugen?

Iffland war von Neuem in Träumereien versunken. Morgen zum Minister, sprach er vor sich hin; ich will Urlaub haben zu einer Reise. Der Intendant schlägt ihn mir ab, das weiß ich, aber die Excellenz, die Frau Ministerin, meine schöne Gönnerin und Schülerin, hinter die muß ich mich stecken, dann wird's gehen. Ich muß ein paar Athemzüge frische Luft schöpfen, ich muß meinen Anton besuchen bei den Seinigen. Im Walde wird mir wohl, im Walde bin ich gern. Wenn das Waldhorn tönt! — Ah — diese Klänge! Und dann am Bachesufer liegen, zurückgelehnt dem Zuge der Wolken nachsehen und der Tage ge-

denken, die dahin sind! Und eine junge, warme, volle Brust an der meinigen! Das ist etwas für den alten Stadtmenschen, für die Häusermilbe, für den Lampenburschen, dessen Welt sich allabendlich hinter den gemalten Rosenhecken aufbaut, der hinter Pappendeckeln schwärmt und in einen ölgetränkten Mond hinausschaut. Alter Bursch, alter Spaßmacher, da geh' und weine Dein Thränlein, daß nichts Besseres aus Dir geworden.

Jetzt im Walde! rief der Collaborator entsetzt, im Walde im Schnee liegen an einem gefrorenen Waldbach! Welch' ein Gedanke. Mensch, Du weißt nicht, was ein Rheumatismus ist.

Der Frühling ist ja bald da! rief der Freund, wir sind im März und darum hinaus, ihm entgegen! Kommst Du nicht mit?

Nein, entgegnete der Collaborator trocken. Ich spüre keine Anlage zur Narrheit in mir.

So spricht Fiorlinens Geliebter?

Ach, woran mahnst Du mich! Wie kommt der Name Dir plötzlich?

Weil ich vorhin von dem Fiesco und den Nankingbeinkleidern sprach. Hast Du denn gar keine Nachricht von ihr?

Der Collaborator schüttelte das Haupt und griff nach seiner Pelzmütze und seinem Stocke.

Es war doch ein gar zierliches Geschöpf, fuhr der Freund lächelnd fort, und Ihr schient für das ganze Leben für einander geschaffen.

Theaterliebschaft! hüstelte der Roland. Man kennt das.

Du wurdest Vater einer Tochter.

O weh, da zieht's mir schon im Beine. Es kommt dieses Jahr früher, wie sonst. Nun gute Nacht, altes Menschenkind, gute Nacht.

Die Magd leuchtete, und vorsichtig tappend, in seinen Pelz gehüllt, verschwand der Collaborator in der Thür. Iffland setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb bis tief in die Nacht.

II.

Die junge Gemahlin des Miniſters lag in der Morgenſtunde in den Polſtern des Sophas und quälte ſich, eine Tragödie von Aeſchylos zu Ende zu bringen, indem ſie mühſam und unter Gähnen Seite für Seite umſchlug.

Aimée, wie viel iſt's an der Zeit?

Excellenz, noch nicht zwölf Uhr.

Ach mein Gott!

Der Herr Miniſter ſind eben zum Könige gefahren und haben hinterlaſſen, daß ſie heute Mittag nicht nach Hauſe kommen werden.

So, das iſt mir lieb zu hören. Schicke augenblicklich den François zu Herrn Iffland, er wird gerade jetzt in der Probe ſein, ich ließe mir die Ehre ausbitten zu heute Mittag. Hörſt Du?

So eben kommen der Herr Director die Treppe herauf.

Die junge Dame ſprang vom Sopha auf, und

machte freudig und aufgeregt einen Gang durch's Zimmer. Als sie den Eintretenden erblickte, eilte sie auf ihn zu, und reichte ihm graziös die Hand zum Kusse. Wie gerufen, mein gutes Directorchen, rief sie, ich wollte so eben zu Ihnen schicken. Aimée, sage im Vorsaal, daß man Niemanden einlasse. Sie führte ihren Gast zum Sopha und rückte zugleich ein Tischchen heran, auf dem Bücher und Papiere lagen. Wir sind heute unter uns, sagte sie lächelnd, wir werden zusammen zu Mittag speisen, und ich werde Ihnen wie ein junger Student meine erste Tragödie vorlesen. Da wir Alle jetzt die Franzosen so gründlich hassen, so hab' ich ein echtes altdeutsches Thema gewählt, und nenne meine Heldin Rodogune. Nicht wahr, das ist zur Genüge gothisch? Worüber erschrekken Sie?

Rodogune hieß das Stück, das ich als sechsjähriger Knabe sah, als ich zum ersten Male das Theater besuchte. Ich werde den Abend nie vergessen.

Ach, was Sie sagen! Als sechsjähriger Knabe? Amusant. Welchen Eindruck machte die Pièce auf Sie?

Den allerstärksten. Ich spielte auf dem Bo-

den unſeres Hauſes ohne Zuſchauer die Rodogune, bekleidet mit einem Reifrocke meiner Großmutter.

Die junge Dame fiel laut lachend in die Kiſſen.

Welch' ein ſpaßhafter Dämon, rief ſie, hat mich getrieben, gerade dieſen Namen zu wählen! Ich ſchwankte lange zwiſchen Rodogune und Amaltrudis. Meine Kammerfrau verſicherte mich, das Letztere klinge noch gothiſcher. Aber was iſt Ihnen? Sie ſchauen plötzlich ſo ernſthaft drein. Bangt Ihnen vor meiner Tragödie? Ohne Sorge, Freund, ich habe erſt zwei Verſe des erſten Actes fertig, alles Uebrige, unter uns geſagt, ſollen Sie machen. Sie ſchütteln dergleichen aus dem Aermel. Natürlich muß Niemand erfahren, daß wir zuſammen arbeiten. Ich will bei Hofe und in der Stadt als Schöngeiſt glänzen.

Iſt der Herr Miniſter nicht zu ſprechen?

Nein. Was wollen Sie von ihm?

Ich hatte den Plan, eine kleine Kunſtreiſe —

Still davon, daraus wird nichts. Ich rühre nicht die Hand, um Ihnen Urlaub zu verſchaffen. Die arme Königin, ſie iſt ſo niedergeſchlagen, wer ſoll ſie erheitern? Wie kann man ſo ſehr Egoiſt ſein, Director, und immer an ſich denken, während die gerechteſten Anſprüche von allen Seiten

erhoben werden? Nochmals, zählen Sie auf mich nicht, ich rühre nicht die Hand.

Diese schöne Hand! rief Iffland, und ließ einen freudig bewundernden Blick auf die Hand fallen. Wenn sie nur eben so gefällig wäre, wie sie allmächtig ist.

Wollen wir zu meinem Trauerspiel übergehen.

Iffland rückte mit dem Stuhl näher heran, und die Dame ergriff ein paar beschriebene Blätter. In diesem Augenblick öffnete leise der alte Haushofmeister die Thür des Salons. Die Ministerin sah ihn unwillig an. Was giebt's?

Der neue Attaché der f— Gesandtschaft, flüsterte der Alte durch die Thürspalte.

Graf Sylchon?

Der Alte nickte und blieb, um einen Befehl zu erwarten.

Das ist mein Liebling, sagte die Dame, ich besinne mich, daß ich ihn zu heute herbestellt habe. Er ist der lächerlichste und eingebildetste Fant, den man sehen kann. Die Prinzeß Radziwill und ich, wir haben dieses Wildpret für unsere Tafel ausgesucht. Er darf nicht wieder entschlüpfen. Was beginnen wir, Director?

Ich denke, die Tragödie —?

Die entläuft uns nicht, wir wählen statt ihrer die Komödie.

Iffland sah seine muthwillige Gönnerin fragend an, diese rief dem Diener zu: Lasse Er ihn in den Saal eintreten, Excellenz der Herr Minister werden ihn sogleich vorlassen. Zu Iffland gewendet, setzte sie hinzu: Haben Sie bemerkt, wie der alte Johann mich versteht? Er weiß, daß es auf einen Spaß abgesehen ist. Nun geschwind, mein Herr, den Minister gespielt, in aller Würde, in allem Anstand, und dem jungen Mann bei Gelegenheit etwas auf die Nase gegeben. Verstanden?

Aber — Excellenz — einen Scherz mit einem Attaché einer Gesandtschaft —?

Ah — fehlt es Ihnen an Muth, Directorchen? das hatte ich nicht gedacht. Ich sage Ihnen, dieser Fant ist seit den paar Tagen, die er hier ist, dem Hofe, der Gesellschaft wegen seiner Anmaßung, seiner Einfalt, seiner Zudringlichkeit verhaßt. Der König hat sich über ihn schon lustig gemacht, ein Wort von mir zum Gesandten und man schickt ihn fort. So stehen die Sachen. Ich weiß, mit wem ich spaßen kann. Also nun rasch den Minister gemacht, den übrigen Theil der Posse überlasse ich Ihnen; sie muß aber so lustig wie mög-

lich werden, denn wir müssen etwas haben, um unsere gute Königin zu amüsiren.

Kann ich dann auf eine Gunst als Belohnung rechnen? fragte der berühmte Schauspieler mit einem eben so demüthigen als schlauen Lächeln.

Wir wollen sehen. Also, mein Herr Gemahl —

Iffland erhob sich, schob die Hand in die Weste auf der Brust, trat einen Schritt vor, und eine Prise nehmend, rief er Johann zu, der noch immer an der Thür lauschte, und kein Wort von dem verloren hatte, was in dem Cabinete gesprochen: Eintreten!

Sogleich stand, gepudert, frisirt, in eine Atmosphäre von Eau de mille fleurs gehüllt, ein Männchen von vierundzwanzig Jahren in einem eleganten Morgencostüm da. Verbeugungen von der einen, beifälliges Nicken von der andern Seite. Die Ministerin bleibt auf dem Sopha liegen und fährt fort, in dem Aeschylos zu blättern, nebenbei über die Blätter nach den Beiden im Zimmer zu lauschen.

Iffland spielt den Minister vortrefflich. Er nimmt das Empfehlungsschreiben aus der Hand des jungen Mannes an; das Gespräch dauert zehn Minuten, aber trotz der Kürze der Zeit findet der Pseudominister doch Zeit, dem jungen Manne einig

gute Lehren zu geben und einige Winke fallen zu lassen, wie man sich in diesem oder jenem Falle zu benehmen habe, sehr wenig erbaulich für die Eitelkeit des Zöglings der höhern Staatskunst, der sich für vollendet hält. Darauf entfernt sich Seine Excellenz, nicht ohne ein Zeichen des Einverständnisses mit der Dame auf dem Sopha gewechselt zu haben, die mit einer äußerst lustigen Miene in ihrer Lectüre fortfährt, hier und da eine kurze Erwiderung gebend auf die Anreden des jungen Diplomaten. Sie klingelt. Johann erscheint.

Ist mein Wagen vorgefahren?

So eben, Excellenz.

So geb' Er mir meinen Mantel. Nun, was steht Er? Was hat Er?

Hier ist ein Brief, der gnädige Herr hat ihn wohl aus der Tasche verloren.

Der Graf erblickt erstaunt sein Empfehlungsschreiben, das er so eben dem Minister abgegeben, und das dieser in die Tasche gesteckt hat, in der Hand des Bedienten. Er weiß durchaus nicht, wie das zusammenhängt, indessen ist nicht Zeit, darüber nachzudenken, er giebt das Schreiben dem Diener mit dem Auftrage, es Seiner Excellenz einzuhändigen. Johann steckt den Brief ein. Die Dame hält das Taschentuch vor den Mund, entweder leidet

sie an Zahnweh, oder sie versteckt ein Lachen. Johann legt ihr den Mantel um, sie enteilt mit einem flüchtigen Gruße, und durch die andere Thür entfernt sich der Diplomat. Der Kutscher des Miethwagens ist auf einen Augenblick abgestiegen, jetzt kommt er aus dem nahen Keller hervor, wie es den Anschein hat, völlig berauscht, denn er kann kaum einen festen Schritt thun. Der junge Mann will in eine gewisse Gegend der Stadt fahren, der Kutscher fährt in die entgegengesetzte. Es giebt Zank, mehr als einmal will der Fahrgast aussteigen, aber der Kutscher, der jetzt laut auf dem Bocke zu singen anfängt und hin und her wankt, verhindert es. Endlich langt man vor dem Hause an, in dem der Graf wohnt. Gegenüber auf der andern Seite der Straße hält, durch einen sonderbaren Zufall veranlaßt, der Wagen der Ministerin, sie sieht aus dem Fenster und scheint sich, der Himmel weiß, worüber, vortrefflich zu belustigen. Ja, sie klatscht sogar ein paar Mal Beifall, als säße sie im Schauspiel. Unterdessen zankt der Graf mit seinem Tölpel von einem Miethkutscher, der immer die Summe zu gering findet, die ihm geboten wird. Endlich schließt sich der Handel ab, und der Graf will in sein Haus.

He, da hat der Herr eben etwas aus der Tasche

verloren! ruft der Zudringliche, und giebt ein geöffnetes Schreiben ab.

Welch' eine Scene nun! Der Graf erkennt abermals sein Empfehlungsschreiben, das er gewiß ist, dem Diener des Ministers übergeben zu haben, der es vor seinen Augen einsteckte, um es seinem Herrn zu übergeben. Dieser Brief ist jetzt wieder da und zwar in den Händen des Droschkenkutschers! Welch' ein Teufel macht hier sein Spiel! Was ist das? Wie hängt das zusammen? Er sieht mit weit geöffneten Augen den Kutscher an, der dumm und ehrlich ihm sein breites Antlitz und darin die geröthete Nase zeigt, jetzt den Mund öffnet und ein höhnendes Grinsen zum Besten giebt. Die beiden Gesichter, das verblüffte des Grafen, das spottende des Trunkenbolds sind vortrefflich, keine Scene auf dem Theater kann mehr von Wirkung sein, und dieser Ansicht scheint auch die Dame in der Kutsche zu sein, vor lauter Entzücken wirft sie ein Kußhändchen — dem Kutscher zu. Der Diplomat sieht und hört nichts, er nimmt erröthend sein Empfehlungsschreiben und eilt die Treppe seines Hauses hinauf, indem er die Thür hinter sich zuschlägt.

Am andern Tage erzählt sich der Hof, erzählt sich die Stadt eine sehr belustigende Geschichte.

Mit veränderten Namen rollt das Anekdötchen hierhin und dorthin. Iffland ist der Held der Geschichte, Iffland der Minister, Iffland der Kammerdiener, Iffland der Droschkenkutscher. Der Gesandte ist nicht der Letzte, der das Abenteuer erfährt. Da der König lacht, der Minister lacht, die Ministerin und auch der Gesandte lacht, so findet der Attaché es am Passendsten, auch zu lachen, im Geheimen schwört er jedoch dem Komödianten eine eclatante Rache.

Drei Wochen später kündigte der Generalintendant dem Schauspieldirector Iffland an, daß, auf hohe Verwendung ihm ein Urlaub auf zwei Monate bewilligt sei. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten, und dies war Iffland.

III.

In einem Hause in der Köpenicker Vorstadt saß im ärmlichen Zimmer eine kranke Frau im Bette und vertrieb sich die Zeit, bei einem Stümpfchen Licht Briefe zu lesen, die sie aus einem Kästchen nahm und, wenn sie sie durchgelesen, sauber gefaltet wieder hineinlegte. Ein Mann saß zu Füßen des Bettes im Schatten, das Haupt an die Wand gelehnt, und aus einer kleinen Thonpfeife Rauchwolken vor sich hinblasend. Es war stille im Zimmer, man hörte das Picken einer alten Uhr, die im Winkel am Fenster stand. Der Mond sah durch einen zerrissenen Vorhang in's Dachzimmer.

Der Mann stand verdrießlich auf:

Was hast Du nur für ein Vergnügen, Sophie, diese alten Briefe zu lesen! rief er. Ich verstehe das nicht. Wenn man so alt ist und dazu so

krank, könnte Einem wohl etwas Besseres einfallen, was zur Zerstreuung diente.

Die Frau sah über ihre Brille hinüber den Fragenden an, und sagte dann mit einem höhnischen Lächeln:

So alt? Wie alt bin ich denn! Und gerade, wenn man nicht mehr jung ist, hört man gerne von den Tagen sprechen, wo man sich bald auf diese, bald auf jene Weise belustigte. Diese Briefe ersetzen mir meine Freunde, die ich nicht mehr habe.

Rechnest Du mich für nichts? fragte gereizt der Mann.

Die Lesende gab ihm keine Antwort, sie durchflog wieder mit forschendem Auge die Linien eines sehr unleserlich geschriebenen Briefes, dessen vergilbtes Papier von seinem Alter und seinem langen Liegen im Kästchen Kunde gab.

Dieser Brief ist von Iffland, sagte die Frau.

Nenne mir diesen Namen nicht.

Er schreibt mir nach meinem ersten Auftreten auf der kleinen Bühne im Badeorte Birkenstein, wo ich die Agnes Bernauerin spielte. Wie lange ist das her! Willst Du hören, was er über mich sagt? Er prophezeit mir eine glänzende Zukunft, und sagt, daß ich einst die deutsche Clairon sein

würde. Hier, diese Stelle ist rührend: Wenn wir uns einst wiedersehen nach langen Jahren, so wünsche ich nichts, als daß ich es sein dürfe, der den Kranz des Ruhms auf Ihre schöne Stirn drückt! — Du lieber Himmel — wenn er mich jetzt sähe — in dieser Umgebung! Gefurcht die Stirn, die er einst schön und eines Kranzes würdig nannte! O, Schicksal, Schicksal, wie spielst du mit deinen Geschöpfen!

Deßhalb, hub der Mann wieder an, finde ich's thöricht, seine alten Briefe wieder hervorzusuchen.

Aber was soll ich denn sonst beginnen, um mit meinen traurigen Tagen zu Ende zu kommen? fragte die Kranke mit übler Laune. Soll ich etwa stets und immer wieder Deine Klagen anhören? Dich bedauern, daß man Dich verkennt, Deinen Werth mißachtet, Dich in einem Winkel vermodern läßt? Glaube mir, ein schwacher Mann ist etwas Miserables.

Ich — schwach! rief der Gescholtene und erhob die dürre, zusammengedrückte Gestalt zu ihrer möglichsten Höhe. Ich — der größte Mime Deutschlands und seiner Zeit — ein schwacher Mann? Sophie, versündige Dich nicht. Du bist schwach, warst immer schwach, und obgleich man sagt, die

schwachen Weiber seien liebenswürdig, so machtest Du eine Ausnahme. Wie gut hättest Du Dich versorgen, wie trefflich und auf die Dauer die Männer, die sich Dir ergaben, an der Nase herumführen können! Aber Du wolltest immer ehrlich sein, und das nenne ich die erbärmlichste Schwäche.

Schweig! rief die Frau nach einer Weile, tadle nicht das Einzige, was vielleicht noch gut an mir ist. Seit ich mit Dir zusammenlebe, bin ich schlecht.

Nicht schlecht bist Du, Du bist klug; Du siehst die Welt an, wie ich sie ansehe, das heißt, angefüllt mit Schurken und Schwachköpfen; die Ersteren dazu geschaffen, auf Kosten der Anderen zu leben. Ich war lange Zeit ein Schwachkopf, bis ich's endlich weghatte, ein Schurke zu sein. Wie lange hab' ich mich von dem Schurken Iffland um meinen Ruhm, um mein Glück, um mein Leben betrügen lassen! jetzt, wenn ich heute aufträte, würde er an mir seinen Mann gefunden haben.

Nun so tritt auf; aber Du liebst die Flasche so sehr, daß Du nicht einen einzigen Abend kannst nüchtern sein. Ist das nicht Schwäche?

Seine besten Rollen hat er von mir! Was er als Hamlet und Lear leistet — ein schwaches Abbild ist es von mir! Und ich Thor — ich öff-

nete ihm, dem Jämmerlichen, noch die Pforten zum Ruhme!

Er ist ein edler Mann.

Weib! rief der Zürnende, indem er heftig aufsprang und die Fäuste ballte, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so rede nicht so von dem Manne, den ich hasse, wie ein Mensch nur den andern hassen kann. Hier lieg' ich im Staube, ein Zertretener, ein Vergessener, ein Verschmähter, während er triumphirt, während er bei den Großen, bei Hofe und in den glänzenden Kreisen in der Stadt als Stern erster Größe glänzt. Und ich, von dem er hat, was er hat, ich gehe in Armuth und Elend unter. Und nun kommt diese Närrin und lobt ihn noch. Sage mir lieber, wie ich ihn vernichte, wie ich ihn todtmache, wie ich ihn unter meine Füße bringe, das stände Dir gut an, alte Gauklerin!

Wenn ich sage, daß dieses Gefühl Neid ist und daß der Neid Elende noch elender macht —

Schweig, Du verstehst davon nichts. Jeder große Mann ist neidisch und muß es sein; es gehört der Neid zur Größe. Aber laß uns von etwas Anderem sprechen. Wie viel hast Du in Casse?

Die paar Pfennige, die das Kind mir gestern gebracht.

Gieb sie her.

Sie sollten dazu dienen, uns ein Abendbrod zu verschaffen.

Mich hungert nicht. Ich habe gestern eine Schenke entdeckt, in der man billig und gut eine Erfrischung zu sich nehmen kann.

So nimm, was da ist, aber bleibe nicht so lange aus. In der Einsamkeit und im Dunkeln hab' ich so sonderbare Träume. Es naht sich mir mit Stimmen und spricht zu mir mit Geberden, als wollte die alte Zeit erstehen. Neulich sah ich sogar meinen Ottokar. O, da hab' ich weinen müssen, bittere, unversiechbare Thränen; Thränen, wie sie Agrippina weinte auf den Aschenkrug ihres Unvergeßlichen.

Ottokar? das war der Leichtfuß, der Dich sitzen ließ und der später Minister geworden ist?

Laß ihn, flüsterte die Kranke und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Wo er auch sei, es gehe ihm gut.

Dieses Weib ist, so wahr ein Gott lebt, zum Tollhause reif! tobte der Mann. Ich könnte über diese kindische Seele lachen, wenn ich sie nicht hassen müßte. Wie hat doch der Himmel oder die

Hölle, was gleichviel bedeutet, in den engen Raum dieser Dachkammer das schwächste Weib und den stärksten Mann zusammengeführt!

Er machte sich fertig zum Gehen, dann blieb er stehen und es war, als zucke ihm etwas durch Gehirn und Glieder. Er hielt den Leuchter mit dem Lichtstümpfchen hoch empor, und indem er den Schein auf sein todtenfahles und verzerrtes Antlitz fallen ließ, begann er plötzlich in hohlen Tönen jenen schauervollen und gigantischen Monolog des Franz Moor zu declamiren, in welchem alle Schrecken der Phantasie zusammenwirken, um ein Bild des Tages des Weltgerichts zu geben. Er sprach sich immer mehr hinein und die Darstellung wurde so ergreifend, daß die Kranke sich im Bette aufrichtete, beide Hände vor das Gesicht schlug und weinend ausrief:

Gott sei mir armen Sünderin gnädig!

In der dunkeln Einfassung der Thür stand ein Mann im Mantel unbeweglich und war Zuschauer dieser Scene, ohne daß sein Erscheinen von den Andern war bemerkt worden.

Ha! brüllte plötzlich der Declamirende. Da ist er!

Wer? fragte die Frau auf dem Bette.

Wie kommt er hieher? stotterte der Bestürzte,

indem er sich scheu und schüchtern bis in die Nähe des Bettes zurückzog und dann mit vorgehaltener Hand der Frau zuflüsterte: Iffland! Die Frau stieß einen Schrei aus und wandte sich im Bette gegen die Wand, indem sie vor sich hinmurmelte:

Ich will ihn nicht sehen; er soll mich nicht hier und in diesem Elende finden.

Das Kind kam an das Bett der Frau und rief:

Das ist der Herr, der Dich sehen und sprechen wollte, Mutter.

Eine lange Pause herrschte im Zimmer, endlich trat Iffland auf den Mann zu, der mit niedergeschlagenen Augen und in gebeugter Stellung an der Wand lehnte, und ihm die Hand reichend, rief er:

Brav, Fellmer! Ich sehe, Du hast nichts vergessen, wenn Du auch nichts dazu gelernt hast.

Ohne eine Antwort zu geben, wand sich der Angeredete an dem berühmten Schauspieler vorbei und entfloh aus der Thür, die er heftig hinter sich zuwarf. Iffland war jetzt mit der Frau allein, die noch immer in ihrer abgewendeten Stellung beharrte. Er redete sie an, sie antwortete aber nicht; heimlich gab sie dem Kinde den Befehl, das Licht auszulöschen. Dieses wagte sich nicht zu dem Tische heran, wo der Fremde stand.

Nochmals wurde die Frage wiederholt und jetzt stöhnte die Frau:

Bemüht Euch nicht, mein Herr; eine kranke Frau dankt Euch für Euer Almosen, allein sie will nicht von Euch erforscht und erkannt sein. Geht, ich bitte Euch!

Iffland richtete seinen Blick auf die Wände des Zimmers, sie waren mit ein paar Bildnissen geziert; das ihm zunächst befindliche stellte eine junge blühende Schöne vor, mit einem Strohkranze in den schwarzen Locken. Es war das Bild einer Schauspielerin in der Ophelia. Er sagte nichts, aber sein Entschluß stand fest, die Bewohnerin dieses Zimmers kennen zu lernen. Mild und freundlich trat er an das Lager und sprach nochmals seine Bitte aus, daß man ihm Antwort geben möchte; langsam wandte sich endlich die Liegende um und der Ruf „Florine!" entglitt Iffland's Lippen.

Ja, ich bin es! sagte die Kranke.

Florine! Sie hier und in diesem Elende? Und ich habe nichts davon gewußt, ich, Ihr Freund, Ihr Bewunderer? Ist das recht gethan, gottloses Weib?

Er nahm ihre Hand, legte sie auf sein Herz

und sah sie mit seinen großen, hellen, freudigen Augen innig an. Die Frau zerfloß in Thränen.

Mein geehrtester Herr Director —

Nichts von Director — Ihr Freund, Ihr Bruder, Florine.

Ach!

Armes, armes, leichtsinniges Weib! Wie grausam straft der Himmel! Seit Ihrem letzten Auftreten in Wien hab' ich nichts von Ihnen gehört, Florine. Es ging Ihnen nicht gut, aber auch nicht gerade schlecht. Wie kamen Sie denn hieher und in diesen Zustand?

Meine Geschichte ist weder neu, noch erbaulich, sagte die Kranke mit einem bittern Lächeln auf den schmalen Lippen. Ich habe mich selbst mit Absicht sinken lassen, weil mir das Leben gleichgültig geworden. Es ist weder großes Elend, noch großes Verbrechen in meinem Dasein.

In welchem Verhältnisse stehen Sie zu dem Manne, der sich eben entfernte? Sind Sie mit ihm verheirathet?

Nein, entgegnete die Frau mit einem leichten Schauder — er ist nicht mein Mann. Er hat sich zu mir gesellt und ich mag ihn nicht forttreiben, denn er ist noch elender, als ich. Auch das Kind ist nicht das meinige. O, welche Erschütte-

rung ist das! Mein Kopf hält's nicht aus. Wie wunderlich ist der heutige Tag! Gerade vor einer Stunde mußte sich's fügen, daß ich in den alten Briefen stöberte — gerade heute, gerade vor einer Stunde —

Beruhigen Sie sich; ich komme wieder.

Sie kommen nicht wieder. Wer besuchte wohl das Elend! Einmal verirrt man sich dahin, aber dann nicht wieder. Mann, Mann! Mann meiner schönen Jugendtage! nur eine Frage: lebt er, lebt Ottokar?

Er lebt! entgegnete Iffland mit fester Stimme. Beruhigen Sie sich. Lassen Sie mich gehen und wiederkommen. O, armes Kind, wie haben Sie sich und Ihre Freunde so sehr vergessen können! Doch ich gehe; bald — bald sollen Sie Nachricht von mir haben. Gott mit Ihnen.

Noch ein Händedruck und der Redliche verschwand in die Nacht zurück, aus der er aufgetaucht war. Unten auf der Straße angelangt, richtete Iffland einen Blick hinauf zu dem Fenster der Dachwohnung, aus der er so eben geschieden. Das Haus gehörte einem Kaufmanne, mit dem er hier und da Geschäfte gehabt. Er begab sich in den kleinen Laden, kaufte einige Vorräthe an Kaffee, Reis, Zucker, und ließ sie hinauftragen.

Dem Kinde, das ihm gefolgt war, gab er Geld und bestellte es zu dem morgenden Tage zu sich. Dann verließ er die Vorstadt, und in einem der belebtesten Stadttheile angelangt, stieg er die mit Teppichen belegte und erleuchtete Treppe bei dem Ministerialrathe und Präsidenten von Blumenstein hinauf. Dort versammelte sich an diesem Abende stets eine kleine Zahl Männer und Frauen, die, mit Kunst und Wissenschaft vertraut, eine belebende, Geist und Gemüth bildende und fördernde Unterhaltung führten. Iffland gehörte diesem Kreise an, er war der Vertraute des Mannes und der Freund der jungen, liebenswürdigen Frau, die eine fleißige Theaterbesucherin war, wenn es ihr leidender Zustand nur irgend erlaubte. Mit großer Kunstfertigkeit spielte sie die Harfe, und so eben hatte sie die Freunde durch eine der einfachen und seelenvollen Compositionen Reichardt's, die man für dieses Instrument gesetzt, erfreut, als hinter den Portièren der Thür Iffland hervortrat. Der Präsident ging ihm entgegen und führte ihn in den Kreis der Freunde. Auch der Collaborator Roland war unter den Gästen. Als die ersten Begrüßungen abgethan waren, führte Iffland die Dame des Hauses ein wenig bei Seite und flüsterte ihr zu:

Ich bleibe nicht lange, liebste Laura, ich fühle mich zu sehr bewegt. Welch' ein trauriges Bild hat sich mir gezeigt! Und dort geht der Mann, so ahnungslos, — wenn er wüßte, von wem ich komme.

Und von wem kommen Sie?

Denken Sie, Laura, Florine lebt; sie lebt in Armuth, in Vergessenheit hier in dieser Stadt. Ich komme so eben von ihr.

Um Gotteswillen, leise! rief die schöne Frau, daß nur der Freund dort nichts erfährt, nicht unvorbereitet erfährt.

Deßhalb, entgegnete Iffland, will ich's vermeiden, mit ihm zu sprechen; so aufgeregt, wie ich bin, könnte ich mich verrathen. Dann noch etwas, Laura, ich bringe Ihnen in diesen Tagen „mein Mädchen" —

Die Präsidentin sah ihren Freund fragend und lächelnd an.

Sie hören, „mein Mädchen", die Braut meines Anton. Haben Sie unsere Verabredung vergessen?

Wie sollte ich? entgegnete die Gefragte. Und will sie dabei bleiben, die Rolle der Friederike zu geben? Ich denke, wir bringen sie noch von dem Entschlusse ab, die Bretter zu betreten.

Und ich, rief Iffland entrüstet, wo bleibe ich denn? Ich, der ihr den Entschluß eingeflößt, der ihr eine glückliche Zukunft versprochen? Ach, Laura, welche sonderbaren Launen beherrschen Sie!

Denken Sie an Florine, von der Sie eben kommen. Auch ihr versprach man eine glänzende Zukunft. Auch ihr —

Still, er beobachtet uns. Also auf Wiedersehen, vielleicht morgen schon.

Als der Forteilende an den Männern vorüber wollte, hielt ihn einer derselben zurück, indem er rief:

Iffland, man intriguirt gegen Sie; es bildet sich eine furchtbare Verschwörung, die damit umgeht, Ihnen am Abend Ihres Benefizes einen Streich zu spielen. Nehmen Sie sich in Acht. Gewisse Attaché's gewisser Ambassaden sind auch dabei im Spiele.

Der Kreis der Männer lachte.

In allem Ernste, Theuerster, versicherte der Sprecher. Der wüthige Attaché hat schon einen nicht geringen Anhang erworben. Die Verschworenen versammeln sich im Café français um die zehnte Stunde, jedes Mal nach dem Schauspiel. Es werden beispiellose Pläne geschmiedet.

Amer Iffland, klagte der Präsident, um Deinen Ruhm ist's geschehen!

Haltet mir nur die Klätscher in Euren Journalen vom Leibe, das Andere laßt meine Sorge sein, entgegnete der Schauspieler.

Berlin kann nur durch Berlin bekämpft werden, nahm ein junger, hagerer Mann mit einem Ordensbande das Wort. Man muß wissen, den Berlinern zu imponiren, und man gängelt sie, wie die Kinder. Aber freilich, man muß mit dieser Stadt vertraut sein.

Es mag sein, rief Iffland gereizt; allein wie macht man's, um den Treulosen treu, den Falschen offenherzig und bieder zu machen?

Der Berliner ist weder das Eine noch das Andere, sagte der Ernsthafte. Ich kenne meine Vaterstadt. Die großen Männer der Nation kamen ohne Namen hieher und empfingen hier Einen. Lessing, Mendelssohn, Gleim hat Berlin zuerst gekrönt, Deutschland folgte. Kant, obgleich Königsberger, ist doch ein Sohn der Intelligenz dieser Stadt, die ihm die ersten Schüler, die ihm die ersten Verbreiter seiner Lehre gab. Gehen wir noch früher zurück, so ist's Leibnitz, der, von dem kleinen Hofe zu Hannover sich abwendend, Trost, Erheiterung, Anerkennung bei der geistvollen Königin Charlotte fand. Demnach wäre der Ver-

liner Boden keine Lüneburger Haide für das Talent, für das Genie. Freilich giebt's aber Leute, welche die Gemüthlichkeit und sanfte Einfachheit der Lüneburger Haide nach Berlin versetzen möchten. Für derlei Beginnen ist nun freilich kein günstiger Erfolg zu hoffen.

Die Männer sahen sich an und Einige wandten sich mit Lächeln ab, Andere suchten dem beginnenden Streite dadurch vorzubeugen, daß sie mit vermittelnden Bemerkungen auftraten. Der Präsident ergriff das Richtige, indem er ausrief:

Iffland ist der Unsere; wir haben ihn in unsere Mitte aufgenommen und lassen ihn nicht. Er soll uns lieben und schätzen lernen, so weit wollen wir's noch bringen.

Die Umstehenden drückten ihm die Hand, und schnell besänftigt enteilte der berühmte Gast. Das einmal angeregte Gespräch wurde jedoch noch lebhaft fortgesetzt.

Ich kann es nicht leiden, rief der Journalist und Kritiker, denn das war der Ernsthafte, dieses ewige Schelten auf unsern kalten Verstand, unsern alles Schöne tödtenden Witz, unser Raisonnement. Es soll Einer nur unsterblich sein und wir werden ihn nicht zum Sterben bringen. Da kommen sie aber herüber zu uns, diese Gefühlsseligen, diese

weichen Kindergemüther mit halber Kunst und ganzer Anmaßung, diese lyrischen Talente mit dem Lutschbeutel im Munde — Alles das will groß und einzig und völlig makellos sein und schreit Zeter, wenn wir nicht sogleich ihm entgegenlaufen.

Iffland brachte bereits einen wohlbegründeten Ruf mit, bemerkte der Präsident.

Er brachte ihn mit, entgegnete der Journalist, richtig; allein was hat er gethan, diesen Ruf auch bei uns zu begründen? Ist er weiter gestiegen in der Kunst, oder ist er stehen geblieben? Unbedingt das Letztere. Nennen Sie mir, meine Herren, eine einzige Rolle, die neu hinzugekommen ist zu seinem Repertoir. Und soll ich von seinen Verdiensten als Dichter sprechen? Kein einziges Stück, das er geschaffen, denn man kann kaum sagen, gedichtet, steht als Kunstwerk da; alle tragen den Stempel des Dilettantismus an sich, und was man allein an ihnen loben kann, ist die Kunst, bühnengerecht sich zu geben. Nehmen wir nur gleich das erste beste seiner Stücke, ja in der That das beste, wie das allgemeine Urtheil sagt: die Jäger, wo ist da in dem ganzen Stücke ein vernünftiger Plan zu sehen? Ich wenigstens sehe keinen. Die Motive wechseln wie die Kartenblätter. Ist Anton die Hauptrolle? Nein. Ist's der

Doctor? Auch nicht. Das Stück zerfällt in drei Stücke. Zuerst Anton's Liebe zu Friederiken. Dieses Stück endigt mit dem dritten Acte, denn nachdem die schwächliche Gegenwehr der Mutter, die zur Sprache gebrachte Glaubensverschiedenheit beider Liebenden rasch niedergetreten ist, steht der Vereinigung nichts im Wege. Das Mittelstück füllt der Streit der beiden Alten aus, und das dritte Stück bringt Anton's Anklage und Freisprechung. Wenn wir's genau nehmen, so ist an der ganzen Verhandlung nur der Streit der beiden Alten, des Oberförsters und des Amtmanns, von Wichtigkeit, denn diese Scene ist mit eben so großer Feinheit als Menschenkenntniß geschrieben; sie zeigt auf's Lebendigste die Sitten und die Denkungsart jener Klasse von Menschen, um die es sich hier handelt, obgleich auch hier eine höhere Idee als Träger des Ganzen fehlt, und hinter des Amtmanns Ehrlichkeit keine tiefere Anschauung des Staates und der Bürgerpflichten sich versteckt. Da müßte aber unser Dichter mehr das Leben im weitern Sinne, mit einem Worte mehr Politik eines großen Staates und das Treiben wichtiger Interessen im Volksverbande studirt haben.

Mit einem Worte, sagte der Präsident lachend,

er müßte neben dem Sophokles auch ein Solon und Perikles sein.

Die Charaktere in dem Schauspiel „die Jäger" sind doch trefflich gezeichnet, nahm einer der Gäste das Wort. Man sieht diese guten Leutchen vor sich. Die plaudernde alte Mutter, das herzige liebe Riekchen, das boshafte und verliebte Kordelchen, und vor allen Dingen der herrliche Ehrenmann, der Oberförster, das sind Kernnaturen.

Das sind sie, sagte der Recensent. Auch sein „Spieler" ist eine aus dem Leben mit großer Treue und drastischer Wirkung gegriffene Figur. Mag sich an diesen Gebilden erfreuen, wer da will, nur gehe man nicht zu weit, und gebe muthwillig Lorbeerkronen hin, die für andere Köpfe bestimmt sind. Wir haben einen Goethe, einen Schiller, einen Lessing — das ist Alles, was ich sagen wollte.

Die kleine Gesellschaft setzte sich um die Abendtafel.

IV.

Der Tag des Benefizes nahte heran. In Iffland's Wohnung, in einem freundlichen großen Salon, durch dessen Fenster die warme Frühlingsnachmittagssonne schien, standen zwei Lehnsessel zur Seite der Wand, sie bildeten die Sitze für das Publicum und dieses bestand hier nur aus zwei Personen, aus Iffland und seiner Freundin Laura. Die junge Sophie Seelfeld, die Iffland für das Theater gewonnen hatte, eine reizende Erscheinung voll Jugend und Unschuld, war bereit, die Rolle der Friederike nochmals mit dem Meister durchzugehen, und sie und der Schauspieler, der den Anton machte, stellten sich in dem freien Raume auf vor den Stühlen. Der fünfte Auftritt im zweiten Acte, das erste Zusammentreffen Anton's mit Friederiken in Gegenwart von Kordelchen war beendet, da wurde der junge Schauspieler, der den Anton gab, abgerufen wegen eines dringenden

Geschäfts, das seiner zu Hause wartete. Iffland erlaubte ihm zu gehen; zugleich wandte er sich mit einiger Verlegenheit zu Laura, und diese, seine Miene richtig deutend, rief:

Was machen wir nun? Wie soll unsere junge Freundin ohne Liebhaber eine Liebesscene spielen? Wenn wir auch Alles möglich machen, das machen wir doch nicht möglich.

Iffland erwiderte lächelnd:

Mein Kind, der muß ein schlechter Theaterdirector sein, der nicht stets eine Doublette bei der Hand hätte. So hab' ich denn auch für diesen möglichen Fall für einen Liebhabersubstitut gesorgt. Soll er hervortreten?

Wer ist's? fragten beide Damen neugierig.

Ein ziemlich taugliches Subject, erwiderte Iffland einsylbig und trocken.

Um's Himmelswillen, theuerster Director, doch nicht Ihr Famulus, der Ihnen die Rollen abschreibt, der schielende kleine Rötling? rief Sophie, und klammerte sich an den Arm ihres Gönners, unmöglich könnte ich mich entschließen, dem in die Arme zu fallen.

Eine Schauspielerin, mein Kind, muß Alles können, bemerkte der Meister ernst, sie muß von keinem persönlichen Widerwillen sich leiten lassen.

Für die zwei Stunden, die sie vor den Lampen steht, muß sie selbst ihrem Todfeinde glühende Liebe heucheln.

Ach! rief Sophie und lehnte, das Haupt verbergend, an die Schulter Laura's, die ihr schmeichelnd und tröstend die dunkeln Locken von der Stirn strich.

Nun, so lassen Sie ihn denn kommen, den Furchtbaren, den Entsetzlichen! stöhnte das Mädchen.

Iffland ging rasch zur Thür und, sie öffnend, ließ er einen bildschönen, schlanken Jüngling von achtzehn Jahren, in die enge Uniform des Gardeschützenbataillons gekleidet, eintreten. Sophie fuhr freudig in die Höhe.

Anton! rief sie — Sie — Du — hier?

Dies ist mein Substitut! rief Iffland triumphirend. Hab' ich's nun gut gemacht? Wird Fräulein Friederike sich nun noch weigern, ihre Rolle mit all' der nöthigen Kunst und Begeisterung zu spielen? Und Du, Freund Anton, hast Du, wie ich's Dir angerathen, in Deiner Kaserne fleißig memorirt?

O, Herr Director, stotterte der junge Mann, indem eine helle Röthe seine Wangen färbte, was

das betrifft, die Worte, die ich zu sprechen habe — gehen mir aus der Seele.

Nun, so spielt, und wir — Laura — wir wollen das Götterschauspiel der Liebe mit anschauen, wollen die Flammen dieser jungen, unentweihten Herzen gegeneinander auflodern sehen und dabei — unserer eigenen Jugend gedenken.

Still, Schwätzer, sagte die junge Frau leise, und machte eine abwehrende Bewegung mit dem Tuche. Iffland sah sie unendlich schalkhaft und gutmüthig lächelnd von der Seite an, indem er den Finger drohend emporhob.

Die Scene ging nicht ganz nach Wunsch; Anton wollte immer noch mehr sagen, als er zu sagen hatte, und Friederike vergaß mehr als einmal das Stichwort, indem sie auf seine improvisirten Zusätze lauschte. Was Anton jedoch nie vergaß, war, den Arm um Friederikens schlanke Taille zu legen, um sie mit inniger Gewalt an sich zu ziehen. Diesen Gestus machte er meisterhaft. Zuletzt ging auch das Uebrige, nachdem zwei, drei Mal wiederholt worden. Iffland freute sich an der Innigkeit der Worte, die er niedergeschrieben, und die jungen Herzen vor ihm zeigten ihm, wie richtig er in die warme, blüthen-

reiche Seele der Jugend und Unschuld hineingeblickt. Die Liebe und die Poesie feierten zugleich ihren Triumph. Das Urbild hatte sich des Abbildes nicht zu schämen. Aber freilich, wie konnte auch auf den Bretern so gespielt werden, wie hier, wo die Natur selbst es übernahm, das Werk der Kunst zu vervollständigen! In einer immer höher steigenden Scala der Liebeslaute wuchs das schöne Concert zu einem entzückenden Wohllaut an.

Als das seelenvolle Mädchen die Worte sprach: Anton — mein ganzes Leben ist in Dir! Wäre es möglich, daß Du einmal mich weniger liebtest, als heute? Wenn ich Eltern hätte, sie würden Dich an meiner Stelle fragen; nun bin ich eine Waise, und mein Leben ist in Deiner Hand. Wäre es möglich, so laß uns gleich abbrechen. Es wird mir das Leben kosten, das weiß ich, aber ich sterbe doch sanfter, als wenn — Ach, Anton und er darauf erwiderte, indem er ihre Hand an seine Brust drückte: Riekchen, Riekchen, sieh mich an! Gott weiß es, es ist kein Falsch in mir! sprang Iffland auf, und von seinem Gefühle hingerissen, schloß er seine Arme um beide Liebende. Dann umfaßte er noch besonders den Jüngling, und indem er einen Kuß auf die vollen, unentweihten Lippen seines schönen Lieblings drückte, rief er:

So recht, mein Junge, flamme mit Deinen Augen, flöße mit Deinen Küssen das Gebot der Liebe allmächtig in ihr Herz. So will es die Natur, so will es Gott! Sei ganz glücklich, Du darfst es sein, mich aber laß an Deiner Brust weinen, daß Du junger Seraph mich so tief unter Dir zurücklässest, in den Nebeln und Dämpfen der Erde! Komm herbei, Laura, komm herbei, nimm auch Du einen Kuß von diesen Lippen, sie sind in diesem Augenblicke geheiligte Priesterlippen der Liebe, heiße, milde Flammenrosen, die mit ihrer Gluth alte, verschüttete Altäre neu mit Feuerregen überschütten können. Und in seinem Enthusiasmus zog der begeisterte Mann die Freundin heran, und der junge Soldat, verwirrt und beschämt, nicht wissend, ob er den abgeforderten Kuß geben dürfe, neigte sich zu der kleinen Hand der Präsidentin und berührte sie ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen. Iffland schwelgte in immer neuen Aufwallungen. Die Liebesscene hatte ihn so erschüttert, daß er abwechselnd von den beiden Liebenden zu der Freundin flog, bald seine Wangen an die Schulter Sophiens legte, bald mit der Hand in den dunkeln Locken des Jünglings wühlte, bald vor der Präsidentin niederfiel, und ihr knieend eine Liebeserklärung machte. Mit seiner Gewandt-

heit verstand es Laura, die Aufregung des Freundes nach und nach auf ein anderes Feld hinüberzuspielen, indem sie von den Forderungen des wirklichen Lebens, von den Erwartungen, die das Theaterpublicum hegte, zu sprechen begann. Iffland ernüchterte sich schnell.

Ihr müßt nun gehen, sagte er zu der Präsidentin und Sophien, noch ist es hell, und der Weg durch den Thiergarten steht Euch noch offen. Finge es an zu dunkeln, so möchte ich Euch nicht ohne männliche Begleitung gehen lassen. Unser Kriegsheld muß rasch in seine Kaserne zurück, wir dürfen seine Zeit keinen Augenblick weiter in Anspruch nehmen. Also lebt wohl, Ihr Theuren, auf Wiedersehen.

Der große breite Gang, der mitten durch den Thiergarten führt, war noch ziemlich belebt, als die beiden Frauen ihren Weg antraten. Der milde Abend bewog die Präsidentin, sich bald bei dieser, bald bei jener Baumgruppe zu verweilen, um die knospende Fülle des jungen Frühlings zu betrachten. Sophie trieb zur Eile.

Aus einem Seitengange hervortretend, sahen sie drei junge Männer, wie es den Anschein hatte, den höheren Ständen angehörend, auf sich zukommen. Die kecken Spaziergänger vertraten den

Damen den Weg und einer derselben, Sophien den Arm anbietend, rief:

Meine Schöne, es dunkelt bereits, erlauben Sie, daß ich Sie beschütze und nach Hause geleite.

Der zweite dieser Wildfänge reichte der Präsidentin den Arm, und der dritte machte Miene, sich an den noch freien Arm Sophiens zu hängen. Weigerungen und Abweisungen halfen nichts. Die kleine Gruppe bewegte sich unter lautem Lachen vorwärts. Die Präsidentin ließ ihre Blicke spähend umherirren, ob sie nicht unter den wenigen Spaziergängern zufällig einen Bekannten fände, doch vergebens. Es war das Beste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und einstweilen die Ungebühr zu dulden, da man ihr nicht entgehen konnte; das Thor war nicht mehr weit entfernt. Die fortwährend sich umschauende Präsidentin bemerkte endlich zu ihrer nicht geringen Freude wenige Schritte hinter sich den General Xavier kommen, dem sie in letzterer Zeit häufig in Gesellschaft begegnet war. Sie blieb sogleich stehen, und als der General grüßend an sie herantrat, bat sie sich dessen Arm aus, indem sie zugleich eine höfliche verabschiedende Verbeugung gegen ihre aufgedrungenen Begleiter machte. Diese hatten

aber nicht den Willen, dem neuen Ankömmling zu weichen; es gab einige scharfe Reden, endlich sagte der General in einem festen Tone:

Meine Herren, diese Damen vertrauen sich, wie Sie sehen, meinem Schutze, daraus scheint mir zu folgen, daß jede andere Begleitung hier überflüssig ist.

Darf ich um Ihren Namen bitten? fragte einer der jungen Männer.

Ich sehe keine Gründe, ihn zu verheimlichen, ich bin der General Xavier, entgegnete der Gefragte.

Hier machte sich eine Bewegung unter den Dreien bemerklich, sie flüsterten unter einander, und endlich trat der, der sich des Armes der jungen Schauspielerin bemächtigt hatte, hervor und nahm in einem spottenden Tone das Wort:

General sind Sie, mein Herr? Darf ich fragen, von wem Sie Ihre Epauletten bekommen haben?

Von wem —? Vom Könige, mein Herr. Sie scheinen daran zu zweifeln?

Und mit Recht.

Ei warum?

Weil es die Epauletten eines Komödianten sind.

Eines Komödianten?

Spielen Sie nur immerhin Ihre Rolle, wir kennen uns! Hahaha!

Ich habe nicht die Ehre.

Sehen Sie, lieber Graf, bemerken Sie, lieber Baron, wie dieser Possenreißer sich gut verstellen kann — hahaha.

Possenreißer?

Diese junge Dame hat mir bereits vertraut, wo sie eben herkommt; ich kann mir denken, mein Herr, Sie sind uns nachgegangen, um eines Ihrer alten Späßchen an mir zu üben.

Eines meiner alten Späßchen? Herr, ich bitte um Erklärung. Sind Sie verrückt oder wollen Sie mich verrückt machen?

Still, das findet sich.

Was findet sich?

Hahaha!

Meine Damen, wir wollen gehen! Es scheint, diese Herren sind von einem allzu reichlichen Mittagsmahle aufgestanden und sind in einer mehr als heitern Laune.

Nicht von der Stelle! Die Damen werden so gefällig sein, zu warten, bis ich diesem betrunkenen Droschenkutscher die Wahrheit gesagt habe.

Das geht zu weit. Ich, der General Xavier,

den der Hof, den die Stadt kennt, ein betrunkener Droschkenkutscher, ein Komödiant, ein Possenreißer! Herr, wer sind Sie?

Graf Sylchon, Ihnen zu dienen.

Wie, wenn ich Sie für einen Possenreißer halte? denn wenn Sie sind, wofür Sie sich ausgeben, würden Sie als Mann von Ehre Niemanden beleidigen, der Sie nicht beleidigt hat.

Bravo, Herr Komödiant! Gut gespielt! Ich klatsche Beifall!

Herr, Sie sind ein Nichtswürdiger!

Teufel, wenn Sie wirklich General wären, so müßten Sie sich mit mir schlagen!

Ich stehe zu Diensten, wenn Sie wirklich Graf sind!

Hier der Baron Welten und der Graf Bolton kennen mich.

Und mich kennen diese Damen.

Genug der Worte, wir finden uns; gestatten Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben, und jetzt leben Sie wohl, Herr Iffland!

Er machte den Damen eine flüchtige Verbeugung und bog mit seinen zwei Gefährten in einen Seitengang. Der General brach in lautes Lachen aus, in das die Präsidentin einstimmte.

Iffland! rief er, also für den hält er mich!

So erfahre ich denn selbst, daß es wahr ist, daß ich Aehnlichkeit mit diesem berühmten Manne habe. Aber was wollte er mit dem betrunkenen Droschkenkutscher?

Das kann ich Ihnen erklären, nahm die Präsidentin das Wort und erzählte ihrem Begleiter die bekannte Anekdote, auf die sich nun der General auch besann.

Gleichwohl werde ich mich mit dem jungen Unbesonnenen schlagen müssen, denn seine Keckheit bedarf der Züchtigung.

Wir wären untröstlich, rief die Präsidentin, wenn wir die Ursache wären, daß sich ein eben so zweckloser als gehässiger Streit entspänne. Mein Rath wäre, den jungen Mann seiner Wege gehen zu lassen und das ganze Abenteuer als ungeschehen zu betrachten.

Ist dies auch Ihre Ansicht, mein Fräulein? fragte der General Sophien.

Gewiß, erwiderte diese leichthin, Sie dürfen sich nicht in Gefahr begeben.

Mein schönes Kind, diese Worte rühren mich. Also Sie sind bange für mein Leben? Er erfaßte die Hand Sophiens und drückte sie leise. Wie beseligend ist es, auf gefühlvolle Herzen zu stoßen!

Sophie erröthete, aber sie besaß den richtigen

Takt, ihren Arm ohne Ziererei in dem des Generals zu lassen.

Darf ich Sie wiedersehen, liebes, gefühlvolles, gutes Mädchen? fragte er leise und versuchte nochmals ihre Hand zu erfassen

Man war an dem Hause der Präsidentin angelangt. Beim Abschiednehmen lud sie den, dem sie Dank schuldig zu sein glaubte, ein, sie zu besuchen. Mit einem lächelnden Blicke auf Sophien nahm der höfliche Begleiter die Einladung an. Sophie und ihre Beschützerin stiegen die Treppe hinauf; der General blieb unten, und indem er Jenen nachsah, sagte er lächelnd für sich:

Sieh da, ein allerliebster Ersatz für meine kleine ungetreue Leontine.

Ein paar Schritte weiter gehend, begegnete ihm Fellmer, jener herumtreiberische frühere Schauspieler, den der Leser bereits kennen gelernt hat. Er grüßte seinen vornehmen Gönner mit großer Unterwürfigkeit. Der General rief ihn zu sich heran.

Hm, wie geht's, alter Bursche?

Excellenz zu Befehl, ganz wohl.

Er schleicht noch immer herum und fängt Mäuse für vornehme zahnlose alte Kater?

Excellenz haben mir lange keinen Auftrag gegeben.

Unverschämter! gehöre ich etwa —

O, nichts als ein submisses Eingehen auf gnädige Scherze, erwiderte Fellmer und machte eine tiefe Verbeugung.

Hat Er die junge Dame bemerkt, mit der ich eben die Straße herunterkam?

Hab's, Excellenz.

Kennt Er sie?

Noch nicht.

So such' Er sie kennen zu lernen und bringe Er mir morgen, nach der Parade, Rapport; ich werde im Kastanienwäldchen auf Ihn warten.

Werde nicht ermangeln.

Jetzt fort, bei Seite! Ich sehe den Wagen meiner Braut herankommen.

Die Excellenz, die Gräfin Wellenthal neben der Excellenz, der Frau Ministerin, schmunzelte Fellmer, indem er auf die andere Seite der Straße schlüpfte und vor einem Bilderladen stehenblieb.

Der Wagen hielt an und der General, nachdem er einige Worte mit den darinsitzenden Damen gewechselt, stieg ein und der Wagen rollte der Wilhelmsstraße zu, in der die Ministerin wohnte.

Fellmer schlich sich in das Haus der Präsidentin, dessen Portier er kannte.

V.

Am Vorabend des Benefiztages fuhr eine leichtgebaute Chaise, in der zwei Herren saßen, den Weg dahin zum Oberforstamte zu Wilhelmsfelde. Es war in den warmen Mittagsstunden, trotzdem aber hatte sich einer der Herren in einen Pelz gehüllt und mit einer Mütze bedeckt, während sein Gesellschafter mit einem leichten Mantel bekleidet war, der, halb von seinem Nacken herabgleitend, die breite Brust und die stolzen Schultern des kräftigen Mannes sehen ließ, zugleich saß der elegante Hut auf der Fülle der lichtbraunen Locken keck auf einer Seite. Die dunkeln Augen dieses Mannes, dem man es nicht ansah, daß er bereits weit im vorgerückten Mannesalter stand, sahen sich mit Lust in der Landschaft um und schienen die wohlbekannten Gegenstände zu begrüßen. Es war drei Uhr, als man im Forsthause anlangte.

Der Oberförster kam seinen Gästen entgegen,

und auf der Schwelle des Hauses stand die Frau Oberförsterin mit zwei Töchtern. Iffland und der Collaborator Roland, denn dieses waren die Reisenden stiegen aus, und Iffland warf sich in die Arme des Oberförsters. Der Collaborator bat, man möchte ihm erlauben, erst in der Stube seinen Pelz abzulegen, da er die noch immer rauhe Luft scheue. Die beiden Mädchen nahmen den ängstlichen Mann in ihre Mitte, führten ihn in das große Besuchzimmer und nahmen ihm hier vorsichtig die Winterbekleidung ab; ein kleines Jäckchen, leicht gefüttert, behielt er jedoch an, da man, wie er sagte, in dieser Zeit gewöhnlich aufhöre zu heizen und daher die Zimmer oft empfindlich kühl seien.

Der Oberförster, der bereits dreißig Jahre dieses Amt bekleidete, war ein Mann von altem Schrot und Korn, von einfachen Sitten und mit einer Physiognomie, die Ehrlichkeit und Herzensgüte ausdrückte. Sein bereits völlig ergrautes Haar trug er zurückgekämmt und mit einem Hornkamme im Nacken festgehalten; die Eheliebste dieses Ehrenmannes war eine noch ganz wohlerhaltene, hübsche Matrone in einem ländlichen einfachen Putze. Die Kaffeekanne stand auf dem Tische, und eben aus dem Ofen gekommenes Back-

werk dampfte in einer Porzellanschüssel. Der Fußboden des Zimmers war mit Sand bestreut und die Vorhänge des Fensters waren blendend weiß. Die Fenster standen offen und gestatteten einen Blick in den bereits ziemlich grünen Wald.

Alter Bruder, rief Iffland, nachdem die ersten Fragen und Begrüßungen vorüber waren, ich komme, Dich zu morgen in's Schauspiel einzuladen. Der arme geplagte Mann, der Iffland, hat sein Benefiz; ich hoffe, Du wirst dem armen Teufel den Trost Deiner Gegenwart nicht versagen.

Der Oberförster sah seine Frau an und Beide nickten und sagten mit einem freundlichen Lächeln:

Wir werden kommen.

Herr Collaborator, eine Pfeife echten Knasters, wenn's beliebt, sagte der Alte zu dem Gaste, der beschäftigt war, eines der Fenster zu schließen.

Ich rauche nicht, lieber Herr.

Sie rauchen nicht? Ei, wer nicht liebt Wein, Tabak und Gesang, der bleibt ein Thor sein Lebenlang, sagte der Alte und setzte darauf hinzu: Sie bemerken wohl, ich habe das Lied verändert, statt Weiber nehme ich Tabak, und das thue ich meiner Alten zum Verdruß, die den Tabak nicht leiden mag.

Weil er die Vorhänge schwärzt, erklärte die

Oberförsterin, die dem Collaborator einen freundlichen Blick zusandte.

Uebrigens, wenn Dr. Luther den Tabak gekannt hätte, wer weiß, ob er nicht selbst das Lied so gedichtet hätte, wie ich es singe, gab der Oberförster noch zum Besten und sah sich schalkhaft dabei das weibliche Personal seines Hausstandes an.

Sicherlich nicht, alter Freund, erwiderte Iffland, der eine kurze Thonpfeife genommen hatte und diese ziemlich ungeschickt handhabte, denn er war auch kein Raucher; unser Doctor Martinus hatte an seiner Bora die Frauen von einer Seite kennen gelernt, die ihn lehrte, sie dem besten virginischen Kraute, wenn er es auch gekannt und geliebt, weit vorzuziehen.

Nun, es war auch nur Scherz, begütigte der Sprecher. Was macht denn Euer Junge?

Er exercirt fleißig.

Das ist recht. Ein junger Hund will einen Knochen haben, an dem er nergelt und die Zähne übt. Das unnütze Herumwirthschaften mit Gewehr und Patronentasche ist dazu gut, daß die junge Kraft etwas zu thun hat und nicht auf Abwege geräth. So sehe ich die Sache an. Sonst

ist der Soldat im Frieden eigentlich eine alberne Figur.

Er hat neulich wieder den ersten Preis im Scharfschützencorps erhalten, sagte Iffland. Der Junge schießt wie der Teufel.

Nicht wie der Teufel, lieber Director, verbesserte die Frau Oberförsterin, der böse Feind ist allezeit ein erbärmlicher Schütze gewesen; er hat, wo er es auch darauf angelegt, nie in's Ziel getroffen.

Was weißt Du davon, Alte, bemerkte der Mann, hat Dir das unser Herr Pfarrer gesteckt, mit dem Du gestern Abend eine Partie l'Hombre spielteſt?

Ich weiß, was ich weiß, erwiderte das Mütterchen schnippisch. Aber wo ist denn Mamsell Seelfeld? Hat sie keine Zeit gehabt, mit Ihnen herauszukommen?

Sie studirt ihre Rolle.

Hm! nahm der Oberförster das Wort, das Mädchen ist brav, ich habe nichts gegen sie, ihr seliger Vater war mein Jugendfreund — dennoch, ich sage es nochmals, nehme ich sie nicht zur Tochter an — denn eine Schauspielerin —

Nun — nun! Sprich nur aus, alter Knabe! brummte Iffland.

Du bist mein Freund, August, und bist ein

Ehrenmann. Alle Welt kennt Dich als solchen, von Dir also kann nicht die Rede sein. Ich spreche nur von dem Stande überhaupt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Obrigkeit und die hohe Geistlichkeit sogar ein ehrliches Begräbniß einem Manne versagte, der vor den Lampen agirte.

Eben weil es so war, so ist es jetzt nicht mehr so und wird noch besser werden! rief Iffland. Der Schauspieler ist eingetreten in die Reihe der Künstler, und ein echter Künstler soll seine Mitmenschen belehren, bessern, und alles dieses, indem er sie erheitert und erfreut. Ich will nicht sagen, daß ich ein guter Schauspieler bin, es giebt bessere als ich, und dennoch ist es mir mehr als ein Mal gelungen, junge Verirrte auf die Bahn der Tugend einzig durch meine Kunst zurückzuführen. Nur an ein Beispiel will ich erinnern, es ist auch hier bekannt — jener junge, leichtsinnige Mann aus den vornehmen Ständen, der sich dem Spiele ergeben hatte, durch meinen „Spieler" ist er geheilt und den Seinigen, die ihn bereits verloren gaben, wiedergegeben worden.

Und ich könnte noch mehr solche Exempla anführen, nahm der Collaborator das Wort. Man muß alte Vorurtheile fallen lassen, wo sie nichts nützen.

Und nun vollends das Mädchen! Hm, hm! murrte der Alte. Das hübsche, junge Ding! Die lange Zeit hin, denn der Anton kann jetzt doch nicht an's Heirathen denken; er muß seine Dienstzeit vor allen Dingen überstehen und dann — nach einem einträglichen Amte sehen.

Das Mädchen bleibt unterdessen in meinem Schutze.

Wie gesagt, es wird nichts daraus; gebt Euch nur keine Mühe.

Die Frau stand auf, schenkte die Tasse ihres Eheherrn wieder voll und sagte dabei:

Alter, wenn sich die jungen Leutchen nun aber lieben?

Ei, es liebt sich in diesen Jahren allerorts. Laß das Mädchen von der Bühne fort und ich gebe flugs meine Einwilligung.

Das soll nimmermehr geschehen, rief Iffland hastig; das Kind hat Talent, es wird eine brave Künstlerin werden und sie soll bleiben, wo sie ist. Das sage ich.

Eine Pause entstand, während sämmtliche Mitglieder des kleinen Familienkreises verstimmt und Jedes seinen Gedanken nachgehend, von seinem Nachbar keine Notiz zu nehmen schien. Der Collaborator mahnte zuerst an die Heimfahrt, denn

es wurde spät und Nebel stiegen auf. Iffland trennte sich von seinem alten Freunde, indem er ihm nochmals das Versprechen abnahm, morgen im Schauspiel nicht zu fehlen.

Unterwegs war von der Weigerung des Alten die Rede, seine Zustimmung zur Heirath zu geben.

Ich erwarte viel von dem morgenden Abend, sagte Iffland, wenn er, der das Theater seit undenklichen Zeiten nicht besucht hat, das Mädchen wird spielen gesehen haben, wird er andern Sinnes werden. Ich werde als sein Ebenbild auf der Bühne schon das rechte Wort finden, ihm zu Herzen zu reden. Er wird, er muß sich fügen.

Das gebe der Himmel.

Er wird es geben.

Ein glückliches altes Pärchen das! fing der Collaborator nach einer Pause an, wie sie so still und friedlich in ihrem Waldhause beisammenwohnen! Die Vögel singen ihnen vor den Fenstern, und von den grünen Zweigen weht es kühl herein.

Nicht wahr, das gefällt Dir, alter Hagestolz?

Die Medaille wird indessen auch ihre Kehrseite haben.

Freilich die Kehrseite ist, daß alles Glück auf Erden keine Dauer hat. Auch unser Philemon

und Baucis werden im Verlauf einiger Jahre unter dem Schatten des Dorfkirchhofs ruhen.

Das meine ich nicht.

Eine andere Kehrseite hat die Medaille nicht. Es sind ein paar kreuzbrave, alte Leute, die drei gutgeartete Kinder haben und die dreißig Jahre glücklich miteinander leben.

Ach!

Fehlt Dir etwas? Sticht's Dir im Beine?

Nein. Soll's mir denn immer im Beine stechen? Es scheint, Du hältst mich für gar nichts mehr im Leben nütze. So ganz miserabel bin ich denn auch nicht! — Der Collaborator schob hier seine Pelzmütze keck auf ein Ohr und munter aus seinem Pelzkragen hervorsehend, rief er plötzlich: Ich könnte noch heirathen.

Alle gute Geister! rief Iffland und fuhr entsetzt in die Höhe.

Ja — ja, mach' nur Deine Possen! Ich sage, ich könnte noch heirathen, und ich will heirathen. Das Bild im Försterhause hat mich auf Gedanken gebracht.

Eine der Töchter des Oberförsters?

Nein. Wo paßte ich wohl zu diesen Mädchen? Und übrigens immer im Walde wohnen könnte ich auch nicht. Das Haus muß feucht sein!

Ich glaube, in dem Winkel, wo ich saß, Schwämme bemerkt zu haben.

Pilze, willst Du sagen, und unter den Pilzen Molche und junge Ottern.

Mit Dir ist über nichts Ernstes zu sprechen.

Wie willst Du heirathen? Du hast ja so wenig Frauenbekanntschaften. So einsam wie Du lebst, oder vielmehr vegetirst, siehst Du Niemand.

Es braucht auch keine zu sein, die ich erst jetzt kennen gelernt.

Ach so! rief Iffland, und ein Zug von froher Ueberraschung malte sich in seinem Antlitz. Also eine alte Bekanntschaft.

Gerade keine alte Bekanntschaft, nur eine Bekanntschaft aus alter Zeit.

Ich verstehe. Die Tochter des Buchhändlers Bernhard in Mannheim.

Ach was, dieses gelehrte und verbildete Geschöpf, die überdies drei Jahre älter ist als ich. Ich meine eine Andere.

Eine Andere?

Nun ja doch. Wie Du schwer von Begriffen bist! Eine Andere, Eine, die halb und halb bereits meine Zusage hat. Kann ich überhaupt mit einem Weibe glücklich werden, so ist es die. Darüber habe ich bereits nachgedacht.

Nimm es mir nicht übel, Du denkst ziemlich lange nach — zwanzig Jahre und darüber. Wer weiß, was aus der Armen geworden ist.

Ja, wer weiß das! Sie irrt vielleicht umher — wahrscheinlich ist sie jetzt glücklich verheirathet. Mit einem Worte, ich will nur ihren Namen aussprechen: es ist Florine, die ich meine. Aber wir wollen nun dieses Gespräch abbrechen, es führt zu nichts. Die kalte Luft dringt Einem beim Sprechen in den Mund.

Iffland wandte sich ab und halb lachend, halb ärgerlich rief er bei Seite: Verdammter Egoist! Es genirt Dich, von ihr zu sprechen! Selbst das Bischen kalten Lufthauch willst Du ihretwegen nicht dulden.

Was sagtest Du da? fragte der Collaborator neugierig.

Ich bewunderte die alte Tanne dort, entgegnete der Gefragte; steht sie nicht sehr malerisch da?

So ziemlich. Hast Du keine Nachrichten von Florinen?

Nein.

Die Freunde schwiegen, und bei völliger Dunkelheit fuhr man in die Stadt ein. Iffland begab sich in seine Wohnung, um Vorkehrungen zu der morgenden Festvorstellung zu treffen.

VI.

Fräulein Erland, die der Leser unter dem Namen Florine kennt, kehrte früher, als sie gewollt, nach Hause zurück, da sie die Bekannte, welche sie in Moabit hatte besuchen und bei ihr den Tag verbringen wollen, nicht zu Hause gefunden. Sie nahm ihren Weg durch das Brandenburger Thor, die „Linden" entlang und blieb, da sie eben keine Eile hatte, bei einer Gruppe Leute stehen, die den Theaterzettel lasen, der an einem der Bäume angeklebt war. Schon lange hatte Florine sich nicht um das Theater gekümmert, ja geflissentlich vermieden, einen Zettel anzusehen, jetzt blickte sie hin, weil sie wissen wollte, weßhalb die Leute so eifrig sprachen. Sie erfuhr, daß diesen Abend Iffland seine Benefizvorstellung habe, und daß „die Jäger" gegeben würden. Das Stück regte alle trübe Erinnerungen in ihrer Seele auf, und sie wollte rasch vorübereilen, als das heftige Gezänke, das

immer lauter wurde, sie aufhielt und machte, daß sie auf die lärmend ausgestoßenen Worte lauschte. Augenscheinlich waren die Sprechenden Arbeitsleute, die einen Mann in ihrer Mitte hatten, dessen Kleidung zeigte, daß er den höheren Ständen angehörte. Er theilte Geld aus, und da Einige nicht so viel erhielten, als sie beanspruchten, machten sie Lärm.

Ich kann zehn Mann stellen, rief ein breitschulteriger Mann mit einer Lederschürze, und sie sollen ihre Sache gut machen, aber freilich kann ich unter einem halben Thaler für den Mann nicht zufrieden sein. Das sieht Jeder ein. Warum sollen meine Leute weniger bekommen, als der Jude dort? Pfeife ist Pfeife und ich wüßte nicht, daß eine christliche Lunge weniger Luft hätte, als die eines Mauschels! Hinausgeworfen von der Polizei wird man am Ende doch, das riskirt man! Also zwanzig Groschen für den Mann, denk' ich.

Warum nicht gar, Meister Bartels, bedenkt, daß es dem Grafen alsdann zu theuer kommt.

J, so laßt ihn selbst sich hinstellen und pfeifen. Uebrigens ist der Herr Director ein braver Mann, wie die Leute sagen, und bei meinem Vetter, dem Schuhmacher, läßt er seit Jahr und Tag arbeiten und bezahlt pünktlich; also ist's mir nicht einmal

ganz lieb, mich in die Sache einzulaſſen; es geſchieht, weil es meinen Geſellen Plaiſir macht, und ſie ſich ein paar Kannen Bier verdienen.

Nun, ſeid ſtill, Meiſter, — rief der Mann mit der Börſe; geht Alles nach Wunſch, ſo ſollt Ihr an dem Herrn Grafen keinen Geizhals finden. Nur rechten Lärm gemacht und zur rechten Zeit, Ihr müßt auf die Loge Nr. 8 merken, ſobald Ihr ein weißes Tuch über die Brüſtung herabhängen ſeht, ſo ſeid flugs bei der Hand. Jetzt geht, um fünf Uhr findet Ihr Euch zuſammen ſeitwärts am Schauſpielhauſe, da trefft Ihr auch mich, und wenn Einer oder der Andere noch etwas wiſſen will, ich ſag' es.

Florine ſetzte kopfſchüttelnd ihren Weg fort. Es ſchmerzte ſie, zu hören, daß man ihrem Freunde und Gönner eine ſo unwillkommene Ueberraſchung an ſeinem Feſttage bereiten wollte, und ſie beklagte, zu ſchwach zu ſein, um es hindern zu können.

Als ſie in ihre Wohnung trat, fand ſie die Thür angelehnt, und in dem Vorzimmer eine junge Dame im Schleier ſitzen, die aufſtand, als ſie ſich zeigte, und ihr einen Wink gab, leiſe aufzutreten, und die Thür nur loſe wieder anzulehnen. Die Eigenthümerin der Wohnung ſah verwundert den Gaſt an, der ſich geberdete, als

wäre er hier zu Hause. Sie vernahm mit Staunen die Frage, was sie wolle und wen sie suche?

Was ich hier will? entgegnete Fräulein Erland, ich könnte, wie es scheint, mit größerem Rechte diese Frage an Sie richten, meine schöne Dame, ich wohne hier.

Ach — rief der Gast leise flüsternd, so sind Sie die Frau, von welcher der edle Mann, der mich hieher geführt, gesprochen hat?

Hieher geführt? Und weßhalb?

O, sprechen Sie leiser! Hier, dicht neben uns in jenem Zimmer liegt ein Mann todtkrank auf dem Lager.

Ein Mann? Und wer?

Es ist der beste, der edelste Mann, mit einem Worte, es ist mein Beschützer, mein väterlicher Freund. Ein plötzlicher Krankheitsanfall hat ihn auf der Straße getroffen und Herr Fellmer — heißt Ihr Verwandter nicht so?

Ja, Herr Fellmer. Er ist übrigens nicht mein Verwandter.

Gleichviel, dieser brave Mann hat meinen väterlichen Freund auf der Straße erkrankt gefunden, hat ihn hieher gebracht, und zugleich mich aufgesucht, um mich zu dem Kranken zu führen. O, wie danke ich ihm diese Vorsorge! Ich habe

Gelegenheit, meinen edlen Freund zu pflegen. Herr Fellmer ist gegangen, um den Arzt zu bringen. Ich zähle die Minuten, bis er wiederkommt, und wo es mir vergönnt sein wird, in das Zimmer zu gehen.

Aber, meine Liebe, wie heißen Sie?

Sophie Seelfeld.

Hab' nicht die Ehre, Sie zu kennen. Und jener Mann drinnen, der erkrankt ist?

Der Schauspieldirector Iffland.

O, was Sie sagen! Der arme Mann! Und gerade heute, an seinem Benefiztage! Welch' ein Unglück!

Ja wohl, und auch ich sollte heute spielen —

Sie, meine schöne Dame? Also Sie sind Schauspielerin?

Schülerin unseres großen Meisters.

Hm! Wollen wir denn hineingehen und nachsehen?

O, nicht doch! Das leide ich nicht; es darf Niemand in's Zimmer.

Warten Sie schon lange hier?

Eine halbe Stunde. Still! ich höre Tritte. Das wird Herr Fellmer mit dem Arzte sein.

Florine, die Thür ein wenig öffnend, lispelte: Richtig, es kommen zwei Herren die Treppe herauf!

Der Eine kehrt um, als er mich erblickt. Was bedeutet das?

O Himmel! ich zittere, weßhalb geht der Arzt wieder fort?

Mein Kind, es ist kein Arzt. Zufällig kenne ich jenen Herrn. Es ist ein vornehmer Officier, der in der Nachbarschaft wohnt. Doch da ist Fellmer.

Der ehemalige Schauspieler trat mit Zeichen der Bestürzung und des Verdrusses in's Zimmer. Er rief mit heller Stimme seiner Gefährtin zu: Weßhalb zurückgekehrt? Was soll das? Du wolltest ja den ganzen Tag und den Abend fortbleiben.

Florine trat an ihn heran und sagte ebenfalls flüsternd: Was geht hier vor? Was ist mit dieser jungen Dame und dem kranken Manne da drinnen?

Fellmer lachte, ballte die Faust gegen Florinen und rief drohend: Schweig, Närrin! Mußt Du nach Hause kommen, um einen Spaß zu verderben? Mach, daß Du fortkommst — geh — geh!

Ich bleibe!

Sophie trat an die Beiden heran und lauschte; plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, und stürzte in das bis jetzt verschlossen gehaltene Zimmer, sie fand es leer.

Wo bin ich? rief die Arme händeringend, wo

hat man mich hingeführt? Alles Täuschung! Es ist kein Kranker da.

Florine zog die Jammernde zu sich, Fellmer hatte sich fortgeschlichen. Ein kurzer, heftiger Wortwechsel hatte zwischen den Beiden stattgefunden. Der Elende! Das wagt er mir zu bieten! In meiner Wohnung, wo ich ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen! Hier will er sein Bubenstück ausführen! Schändlich! Und hätte ein glücklicher Zufall mich nicht nach Hause geführt — was dann? Armes, armes Kind, wie verrucht hat man mit Ihnen gespielt? Ich bin Ihr rettender Engel! so rief, laut und mit mildem Klageton die unglückliche Florine, die mit ihrem Gaste inniges Mitgefühl hatte.

Scheu und aufgeregt blickte Sophie sie an, doch in Ton und Miene der Sprechenden lag etwas, das Vertrauen einflößte.

Lassen Sie mich fort — bat das Mädchen — o Gott, wie hab' ich so leicht diesem fremden Manne folgen können! Allein seine Lüge klang so sehr nach Wahrheit! Mein theurer Beschützer krank, ich zu seiner Pflege nöthig! O, der Gedanke hätte mich bis an's Ende der Welt gelockt.

Florine überhäufte das schöne Mädchen mit Liebkosungen. O, beruhigen Sie sich, liebes Kind

— jetzt ist die Gefahr vorüber. Sie sind in meinen Händen und sicher. Aber der Plan war teuflisch! Sie sollten hier mit einem Wüstling zusammengeführt werden, der Ihnen wahrscheinlich schon lange vergebens nachgestellt, und sich jetzt der Hülfe jenes Elenden bedient hat, um zu seinem Zweck zu gelangen. Unbelauscht und ungestört wollte der Abscheuliche Sie hier sehen. Man wußte, daß ich den Tag und den Abend ausbleiben würde! Sie hätten vergebens nach Hülfe geschrieen, denn meine Wohnung ist sehr abgelegen. O, und noch ein schändlicher Beweggrund trieb ihn, gerade den heutigen Tag zu wählen; er beabsichtigte zugleich, da Sie auf der Bühne beschäftigt sind, die Darstellung zu hindern, und dadurch seinem Feinde Iffland, den er haßt, einen empfindlichen Streich zu spielen. Ich durchschaue Alles klar! Aber dem Himmel Dank, das Werk des Bösen ist vereitelt. Kind, theures Kind — kommen Sie zu sich! Erholen Sie sich. Eine mütterliche Freundin hält Sie in ihren Armen. O, auch ich habe Aehnliches erlebt, auch ich habe auf derselben Laufbahn, die Sie jetzt zu betreten Willens sind, grausame Schicksale zu überstehen gehabt. Theure junge Freundin, fassen Sie Muth! Lassen Sie uns überlegen, wie wir Sie den Ihrigen wieder zuführen,

ohne daß ein Wort von diesem unglücklichen Abenteuer verlautet. Es ist am Besten, man schweigt von dergleichen. Wo wohnen Sie? Ich selbst will Sie hingeleiten, denn der Schreck hat Ihre Kräfte gelähmt, Sie können ohne Hülfe nicht über die Straße gehen. Kommen Sie. Aber mir soll der Elende nur wieder vor's Auge kommen! Von heute an sind wir geschiedene Leute! Sie haben mir nicht geantwortet — wo Sie wohnen?

Sophie nannte die Straße und das Haus der Präsidentin.

Bei alledem, setzte Florine hinzu, freuen Sie sich, daß es demnach mit der Erkrankung Ihres Freundes nichts ist.

Gewiß, dies ist ein großer Trost für mich. Aber ach — wie spät ist es?

Nahe an sechs, mein liebes Fräulein.

Himmel, da soll ich ja längst schon im Theater sein! Er wird auf mich warten! Er wird nicht wissen, wo ich geblieben bin. Ich kenne seine Unruhe, seine Besorgniß um mich. Man wird mich überall gesucht haben! Gott — welch' einen Kummer, welch' einen Schreck bereite ich dem guten Menschen, der sich meiner angenommen!

Ohne Ihre Schuld, Kind — gänzlich ohne Ihre Schuld — beruhigen Sie sich.

Halten Sie mich nicht, Beste; lassen Sie mich eilen —

Ohne mich keinen Schritt auf die Straße! Die Bösewichter, die Sie hieher gelockt, könnten noch in Ihrer Nähe sein. Ich selbst bringe Sie zur Präsidentin, und von dort, wenn es sein muß, in's Schauspielhaus, obgleich ich einen heiligen Eid geschworen, nie die Schwelle eines Theaters zu überschreiten, auch nicht als Zuschauerin! Ja, mein Kind, diesen Schwur hab' ich gethan; allein hier findet natürlich eine Ausnahme statt. Wollen wir uns bereit machen, zu gehen.

Wirklich, liebe Frau, es ist keine Minute zu verlieren.

Nennen Sie mich nicht Frau; ich bin unverheirathet. Ach, ich war einst jung und schön, wie Sie! Nicht so schön, nein, nicht so schön. Da können Sie mein Bild betrachten —

Ach — lassen Sie uns eilen. Der Boden brennt unter meinen Füßen.

Sie haben recht, liebes Mädchen! Alles Andere hat Zeit, vor allen Dingen müssen wir in's Schauspielhaus!

Und Fräulein Erland legte ein altes Umschlagetuch um, ertheilte in der Eile dem kleinen Mädchen, das sich unterdessen eingefunden, einige häus-

liche Verhaltungsbefehle, und machte sich dann mit ihrem Schützling auf den Weg. Auf der Straße angelangt, sah sie sich überall um, ob keine Lauscher und Verfolger zu entdecken; als sie niemand Verdächtiges gewahrte, bog sie mit Sophien rasch in ein Seitengäßchen. Das junge Mädchen war noch wie betäubt, und bei jedem starken Geräusch zusammenfahrend, mußte sie häufig den hülfreich dargebotenen Arm ihrer Begleiterin erfassen. Beide langten im Hause der Präsidentin an und erfuhren, daß die Frau des Hauses so wie die Dienerschaft in der größten Unruhe über das Verschwinden Sophiens sich hierhin und dorthin vertheilt habe, um sie zu suchen. Sofort setzte man den Weg zum Schauspielhause fort. Unterwegs kam den Beiden die Präsidentin im Wagen entgegen. Schon von Weitem bog sich die freudig überraschte Frau aus dem Fenster hinaus und befahl zu halten. Die Begrüßung war herzlich, nur wenige Worte wurden in der Eile gewechselt, Fräulein Erland wurde gebeten, mit im Wagen Platz zu nehmen, und rasch fuhr man zum Theater. Das Stück hatte schon begonnen, nachdem Iffland so lange als nur irgend möglich den Beginn hinausgeschoben hatte. Eine Schauspielerin, welche die

Friederike öfters schon gespielt, war an die Stelle der Vermißten getreten.

Ehe wir jedoch die drei Frauen in das Garderobezimmer Iffland's einführen, müssen wir dem Leser die Lage des vergeblich Wartenden schildern, der in einer namenlosen Aufregung sich befand, und doch gezwungen war, mit einer solchen Centnerlast auf dem Herzen, seine Rolle vor dem zahlreich versammelten Publicum zu spielen, eine Rolle, die er sich als Festgenuß ausgedacht, und die ihm jetzt zu einer wahren Höllenmarter wurde. Schon zur Mittagstunde hatte die Präsidentin hinübergeschickt und fragen lassen, ob Sophie bei ihm sei; Iffland hatte dies verneint, zugleich aber bitten lassen, das junge Mädchen möchte rasch kommen. Sie kam nicht. Die Zeit war da, um sich in's Costüm zu werfen — sie kam nicht. Boten auf Boten wurden ausgesendet, sie brachten die Nachricht, man wüßte nicht, wo sie sei. Die Stunde des Beginnes der Vorstellung rückte heran; die Lampen wurden angezündet, Iffland saß in peinlicher Angst und ließ sich pudern und frisiren. Jetzt kam Laura — ihr auf dem Fuße Anton. Iffland mußte gegenüber diesen Beiden, die außer sich waren, den Ruhigen, den Besonnenen spielen. Er zog die Uhr hervor, und sagte begütigend:

Sie wird sich bei der Putzmacherin verspätet haben; es ist halb sechs Uhr, um sechs muß sie hier sein. In den ersten Scenen hat sie nicht zu spielen; es ist demnach noch Zeit, wenn sie um sechs hier ist. Freilich hatte ich sie gebeten, schon um vier Uhr bei mir zu sein. — Anton wirft sich leichenblaß auf einen Sessel. Was ist Dir, mein Junge? fragt Iffland und versucht, sich insoweit von den Lockeneisen des Friseurs frei zu machen, daß er den Kopf wenden und zu dem jungen Soldaten hinüberschauen kann. Was ist Dir?

Er will mit der Sprache nicht heraus, aber ein nervöses Zittern hat ihn überfallen. Die Präsidentin verläßt das Zimmer, sie will zurück nach Hause, um dort von Neuem Nachforschungen anzustellen; kaum ist sie fort, so wirft sich Anton an die Brust seines väterlichen Freundes, und während heiße Thränen die geschminkten Wangen des Oberförsters netzen, stammelt er:

Sophie ist entführt! Sie ist auf immer verloren. Ein Kamerad hat gestern etwas erlauscht, er war Ordonnanz bei dem General Xavier; er hörte flüstern, ein verdächtiger Mensch sprach den Namen Sophie Seelfeld — ich wollte Alles nicht glauben. Ach August — August — wenn es wahr wäre!

Sei ruhig, Anton! Es ist, es kann nicht wahr sein!

Du sagst es, aber woher weißt Du es? Kann es nicht eben so gut wahr sein?

Iffland bog den Kopf des schönen Jünglings zu sich hinan, blickte in die dunklen, von Thränen blitzenden Augen, und sagte dann mit einer Ruhe und Würde, wie ein Hoherpriester:

Ich sage, es ist nicht, es darf nicht sein! Und nun ruhig.

Ich werde eilen, den Kameraden aufzusuchen, aber die Kaserne ist so weit!

Geh' an die Luft, das heiße Zimmer paßt nicht für Dich! Stelle Dich an den Ausgang, wo die Wagen der Schauspielerinnen halten, da muß sie kommen!

Ach, sie kommt zu Fuße!

Gut, so kommt sie zu Fuße — geh — geh! Ich muß meine Uniform anziehen!

August, Du siehst mich entweder mit ihr wieder, oder nie. Dieser Abend entscheidet über Tod und Leben.

Nun, nun! murmelte Iffland, junges Blut, tolles Blut!

Er drängte ihn sanft zur Thür hinaus. Als er allein war, gab er sich dem Eindrucke hin, den

jene Andeutungen auf ihn gemacht; sie hatten seine Ruhe völlig zerstört und ihn in Angst und Schrecken gesetzt. Er kannte den General Xavier, er wußte, wessen dieser dreiste und freche Verführer fähig war, und so wenig er vor dem unglücklichen Jünglinge von diesen schrecklichen Befürchtungen kund werden ließ, um so offener gestand er sich jetzt selbst, daß jene dunkeln Gerüchte, die dem Geliebten zu Ohren gekommen, leider nur zu wohl begründet sein könnten.

Die Stunde schlug, wo das Stück beginnen sollte. In welchem Tumult, in welchem Aufruhr befand sich die Seele dessen, dem die Ehre und der Ruhm dieses Tages galt, und der sich Angesichts der Gefahren, in denen sich seine theuren Schützlinge befanden, völlig außer Stande fühlte, sich vor dem Publicum zu zeigen! Anton's bleiches Gesicht, seine Thränen, der bange Kuß, den er wie zum ewigen Lebewohl ihm gegeben, es schnitt in seine Seele, und der sonst so sichere und feste Mann war dem Umsinken nahe, so heftig hatte sich der Schrecken seines Gemüthes bemeistert. Er trat, gepudert und geschminkt, vor das kleine Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ein klarer Sternenhimmel hatte sich über die Erde gebreitet. Unwillkürlich faltete er seine Hände:

Herr des Himmels! hauchte er leise, hier steht ein alter Komödiant, ein Possenreißer, eines deiner unnützesten und entbehrlichsten Kinder, aber er bittet dich, geh' nicht mit ihm in's Gericht. Raube ihm nicht, was er Liebes auf Erden hat, nimm ihm nicht das klare Auge, die frische Wange seines Lieblings, entziehe ihm nicht das schöne, gefühlvolle Mädchen, dessen Glück zu machen der alte Komödiant eben auf dem Wege ist. Sieh, lieber Gott, nur dieses eine Mal auf diesen alten Tempel der Musen herab, auf dieses Häuflein geschminkter Herzen und Wangen, auf diese kleine Rotte Thoren und Kinder, und erbarme dich des Elendesten unter all' diesem Volke, erbarme dich deines Knechtes, des Theaterdirectors, und gieb ihm nur heute Abend keines deiner bittern Trauerspiele zu kosten, die du zur Prüfung von uns armen Seelen so trefflich zu dichten und in Scene zu setzen verstehst!

Das Glöcklein des Soufleurs läutete.

Ich komme schon! stöhnte Iffland. Ich komme schon. Ach, reißt mich nur nicht bei den Haaren herbei!

Er hielt inne, und lauschte auf die Straße hinab, ob unter dem Geräusch der heranrollenden Wagen nicht vielleicht einer sei, der seitwärts zur

Garderobenthür abböge. Aber es bog kein Wagen ab.

Das Glöcklein des Soufleurs läutete nochmals.

Iffland nickte still mit dem Kopfe. Sein Diener stürzte herbei: Herr Director — Herr Director! Die Leute fangen schon an zu trommeln und zu scharren.

Ich komme schon! flüsterte Iffland so leise, als ginge der Wind unter Blumenblättern.

Friederike trat ein — ach, nicht die Friederike, auf die jetzt drei Herzen so stürmisch warteten — die Surrogat-Friederike. Sie kam, um sich gleichgültig ihren künftigen Schwiegervater anzusehen. Herr Director, sagte sie, man will, daß angefangen werde.

So laßt denn den Vorhang aufziehen! stöhnte Iffland.

Er hielt sich, einer Ohnmacht nahe, an die Lehne des Stuhles, auf dem die falsche Friederike saß und eine Bandschleife, die sich gelöst hatte, wieder am Mieder befestigte. Ach — auf sie, auf diese falsche Friederike wartete Niemand; Niemand hatte die Absicht, sie zu entführen, und um ihretwillen ging kein junger Soldat dicht am Ufer der Spree, um eine Stelle zu finden, wo er unbemerkt und sicher sich den Tod holen konnte. Die

falsche Friederike lebte ihre Tage in großer Ruhe dahin.

Der Vorhang war aufgerollt. Man hörte aus der Entfernung Rudolph und Mathes sprechen, dann die Stimme Anton's. Es folgte der dritte Auftritt, wo Rudolph und Anton zu sprechen hatten, dann der vierte Auftritt mit der Oberförsterin und nun — mußte der Oberförster heraus. Iffland ermannte sich, und überschritt festen Trittes die Schwelle des Garderobezimmers. In seinem Antlitz war ein Trotz gegen das Schicksal bemerkbar. Er ging still und groß in seinem Schmerze dahin. Wie die Lampen ihm entgegenblitzten, fühlte er, daß der Schauspieler in ihm erwachte. Alles Andere schwand auf einen Moment so, als wäre es gar nicht da. Es war die Macht der Kunst, die ihn über das Mißgeschick des Lebens erhob. Sie erhob ihn, allein sie vermochte nicht ihn auf die Länge zu halten; mitten in seinen Reden auf der Bühne ertappte er sich, auch auf die Worte hinter der Bühne gelauscht zu haben, und zum ersten Mal während seiner Kunstlaufbahn fehlte ihm der richtige Ausdruck, die passende Geberde. Zum Glück für ihn war die Schauspielerin, welche die Oberförsterin gab, eine treffliche, sichere und gewandte Künstlerin,

sie brachte durch das Feuer und die Wahrheit, mit der sie die gutmüthige und polternde Alte gab, ihren Mitspieler immer wieder in das Geleise zurück, aus dem er sich entfernt hatte. Einmal sogar schaltete sie aus freien Stücken ein Wie ist Dir, Väterchen, Du hörst mich so zerstreut an? sehr passend in die Rede ein. Die Scene mit dem Schulzen schleppte sich nur eben hin, und schon fing im Publicum ein bedenkliches Murren an, sich laut zu machen. Iffland war entschlossen, den Vorhang fallen und sich als unwohl entschuldigen zu lassen, da erscheint im achten Auftritt die Oberförsterin, und mit den Worten: da bringe ich Dir Dein Riekchen! Dein Goldmädchen! führte sie die wirkliche Friederike dem einen lauten Freudenruf Ausstoßenden in die Arme.

Nie war wohl ein Wiedersehen auf der Bühne so täuschend gegeben worden, und der Ausruf Iffland's: Mädchen! und die darauf folgende innige Umarmung war so voll des glühendsten und wahrsten Lebens, daß das ganze Theater in einen Beifallsruf zusammenrauschte. Iffland's gar nicht im Texte befindliche Frage: Mein Gott, welch' einen Kummer hast Du uns verursacht? Wo — wo warst Du? Laura hat Dich überall gesucht! wurde vom Publicum überhört, und schnell be-

sonnen setzte die Oberförsterin ihr „Gewachsen, einen ganzen Kopf gewachsen!“ hinzu. Iffland lächelte und sagte nun in seiner Rolle: Hast Du denn Deinen Alten wohl nicht vergessen? und Friederike antwortete ebenfalls aus voller Seele mit den Worten ihrer Rolle: O Gott, können Sie mich das fragen?

Alles war jetzt in Ordnung und ging seinen regelmäßigen Gang fort. Iffland spielte vortrefflich. Seine Freunde, die ihn in seinen besten und interessantesten Rollen gesehen, gestanden sich, daß sie noch nie solches Feuer, solche Wahrheit in seinem Spiele gefunden. Das machte, er spielte mit voller, glücklicher Seele. In den Zwischenacten hatte die Präsidentin ihm Alles erklärt, ihn von dem kleinsten Umstande der Rettung Sophiens in Kenntniß gesetzt. Er bestand darauf, Florinen zu sehen; sie hatte sich aber entfernt und es war auch jetzt keine Zeit, nach ihr zu schicken. Anton stürmte heran; auch er mußte fern gehalten werden, wenn Friederike ihre Rolle bis zu Ende spielen sollte. Mit welchem Haß, mit welcher Wuth sah der junge Soldat, hinter den Coulissen stehend, seinen Stellvertreter, den Pseudo-Anton, an, der die Geliebte in die Arme schließen durfte, von ihren Lippen das Bekenntniß der Liebe nahm, sie

vor all' dem versammelten Volke die Seine nennen durfte. Iffland zähmte das Feuer des Jünglings, indem er ihm lächelnd zuflüsterte:

Warte nur, was der ihr da vor Aller Augen und beim Scheine von tausend Lampen sagt, wirst Du ihr weit besser in der Stille der Nacht, im verschlossenen Kämmerlein sagen. Sei jetzt Zuschauer, um später desto besser Schauspieler zu sein! Und wer zuletzt lacht, lacht am Besten!

Laura zog ihren Freund bei Seite und machte ihm scherzend Vorwürfe, daß er ihren Namen unnütz in das Spiel gemischt, und Iffland erwiderte, indem er an ihr rundes Kinn faßte:

Seid nur still, Frau Oberförsterin! Wenn Ihr mir den Kopf warm macht, so bringe ich Euch, gute Frau, selbst auf's Theater, Ihr mögt wollen oder nicht.

Das Stück erreichte sein Ende. Noch ehe der Vorhang ganz gefallen, ertönte Iffland's Name, aber zugleich ein so durchdringendes Pfeifen, ein so auffälliges Poltern und Pochen, daß das sämmtliche Personal der Schauspieler, die sich auf der Bühne versammelt hatten, entsetzt zusammenfuhr.

Wem galt dieses tumultuarische Zeichen? Nicht dem Stücke, denn es war öfters und mit Beifall gegeben worden; also dem Benefizianten, dem Hel-

den dieses Abends, dem bewunderten und hochstehenden Künstler.

Iffland stand und horchte. Wieder ertönte sein Name und wieder Zischen und Pfeifen! Keinem Zweifel unterlag es weiter, daß es dem Benefizianten galt. Eine große, vielleicht überwiegende Partei war da, die ihn demüthigen, ihn vernichten wollte. Und das gerade an dieſem Abende! Welche ſchneidende Contraſte! Niedergeſchmettert ſtand er da, Anton in dem einen, Sophie in dem andern Arme haltend — plötzlich riß er ſich aber los. Eine Leichenbläſſe verbreitete ſich über ſein Antlitz, ſeine Muskeln ſpannten ſich in Stolz und Wuth, ſein Auge rollte.

Mir das! rief er heimlich und wildglühend in ſich hinein. Alſo heute Abend ſollte der langverhüllte und langgenährte Groll gegen mich ausbrechen! Heute, wo ich meinen Ehren- und Feſttag halte! Heute will man mich vernichten, auf immer zu Boden ſchmettern! Gut, ſie ſollen es haben; ich betrete dieſe Breter nie wieder. Doch ehe ich ſcheide, will ich ein männlich ſchneidend Wort zu dieſen Unwürdigen ſprechen.

Das Getobe hinter dem Vorhange dauerte fort. Jetzt riefen dicht hinter den Lampen laut eine Menge Stimmen: Iffland! Er befahl, den Vor-

hang aufzuziehen: Alles flüchtete von der Bühne fort, er stand allein. Kaum hob sich der Vorhang und er stand dem Publicum gegenüber, das sich von seinen Sitzen erhoben hatte, so bemerkte sein scharfes Auge sogleich das Wehen eines Taschentuches von einer der vorderen Logen, und sogleich tönten wieder Zischen und Pfeifen. Da bog sich aus der königlichen Loge eine schöne Frau mit dem huldvollen Lächeln der Ueberraschung und Freude weit über die Brüstung herüber und aus ihrer Hand flog ein Blumenkranz auf die Bühne. Jetzt schwiegen, wie mit einem Zauberschlage gedämpft, die Zischlaute und das ganze Haus tönte von Beifall wieder. Iffland eilte freudig an die Lampen heran, nahm den Kranz, drückte ihn ehrfurchtsvoll an seine Lippen und verbeugte sich, die Hände über die Brust gefaltet, gegen die Loge. Sein Sieg war entschieden, der Triumph des Abends laut ausgesprochen! Berlin jauchzte seinem großen Künstler zu. Die Hyder des Neides und der Bosheit war zu Boden geworfen.

Auf den Treppenstufen stand ein Mann, der trotz der milden Nacht in einen Pelz gehüllt war. Iffland, der die Seinigen vorausgeschickt hatte, bemerkte ihn kaum, da rief eine bekannte Stimme:

Theurer August, laufen Sie gefälligst nicht so

toll dahin, grüßen Sie gefälligst Ihre Freunde, die sich Ihretwegen in bitterer Kälte einen Rheumatismus holen.

Ach — Roland! rief Iffland, Du hier! Also hat die Furcht vor der Zugluft Dich nicht abgehalten? Habe Dank, alter Freund! Komm mit mir in den Wagen.

Nein, sagte der Collaborator, ich kann noch nicht fort von hier; ich habe ein Rendez-vous. Ich bitte Dich, störe mich nicht.

Du ein Rendez-vous!? lachte Iffland. Du! Wenn mir recht ist, lauscht meine Dame bereits dort hinter dem Möbelwagen.

Warum kommt sie denn nicht hervor?

Einfältige Frage: weil sie sieht, daß ich nicht allein bin. Ach — gerade heute muß mich der Kuckuck plagen, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, aber es ist Alles Deinetwegen geschehen, nur an Deinem Ehrentage. Und dann wäre es doch auch möglich gewesen, daß Ihre Majestät, die Königin, mich in der Menge bemerkt hätte; alsdann hätte es nicht gepaßt, mich ihr in Stiefeln zu präsentiren. Du weißt, man hat stets gesagt, ich hätte ein schönes Bein. Doch das bei Seite; ich glaube, die Königin hatte diesen Abend nur Augen für Dich! O, Du Beneidenswerther.

Das bin ich auch! sagte Iffland stolz. Aber wer ist denn Deine Dame?

Du wirst sie schon sehen, wenn sie erst hinter dem Möbelwagen hervorkommen wird. Ich fand sie hier am Eingange des Hauses. Als alle Welt hineinging, ging sie heraus, und der Zufall wollte, daß wir beim Scheine einer Laterne fast Gesicht an Gesicht stießen. Obgleich sie mich auf mein Hühnerauge trat, so kann ich Dir zuschwören, daß mir der Schmerz verging, als ich das alte, liebe Gesicht sah. Herr Gott! rief ich, — Herr Jes! rief sie. Ich wollte ihre Hand erhaschen, da fuhr eine Droschke dazwischen und die Peitsche des Flegels von Kutscher trieb uns auseinander. Sie flog an diese Säule, ich an jene. Nur so viel Zeit blieb mir, ihr zuzurufen: Wo sehe ich Sie wieder? Wenn es aus ist, hier an dieser Stelle! flüsterte sie. Und wieder eine Droschke, und wieder ein Peitschenknall. Als der Tumult sich legte, war der Platz leer und meine Dame fort.

Das ist seltsam.

Ja wohl ist das seltsam. Ich habe dabei ein Kampherstöpselchen aus dem Ohre verloren. Aber was verliert man nicht willig, wenn man so viel findet?!

Aber wen, wen hast Du gefunden?

Ich bitte Dich, jetzt gehe! Ich sehe dort einen Schatten auf uns zukommen! Der kleine zerdrückte weiße Hut mit der einen geknickten Feder, der blaßgelbe Shawl! Sie ist es. O, wie unvorsichtig ist dieses thörichte Mädchen, so leicht bekleidet in diesem Klima sich hinauszuwagen.

Nimm sie unter Deinen Pelz!

O, pfui, sei nicht noch muthwillig. Wenn Du wüßtest, wie mir zu Muthe ist! — Ach — ach! sie kommt! Vielleicht ist es passender, ich gehe mit ihr zusammen hinter den Möbelwagen. Wir sind da geschützter! Was meinst Du?

Ohne eine Antwort abzuwarten, entschlüpfte der Collaborator dem nachschauenden Freunde.

Zwei Männer gingen jetzt an dem Schauspieler vorüber, der sich nach seinem Wagen umsah. Einer dieser Männer war klein, zusammengedrückt, im Gange schleichend: Iffland erkannte Fellmer. Von seinem Genossen hörte er nur mit scharfer Stimme einige Worte:

Sie sind ein Armseliger, ein Feigling! Es thut mir leid, Ihnen den wichtigen Posten anvertraut zu haben. Sie standen dicht unter meiner Loge, Sie mußten sehen, wie ich das Zeichen

gab, und haben doch nichts zur rechten Zeit gethan. Die Kerle hätten gleich brüllen sollen, wie er auftrat. Da war aber Alles still. Ich konnte mit meinem Tuche winken, so viel ich wollte.

Herr Graf, tönte die Gegenrede, wir hatten ausgemacht, daß am Schlusse —

Nun — und am Schlusse? Was haben Sie denn da gethan? Ist denn nicht Alles gerade so gegangen, wie es nicht gehen sollte?

Mein Gott — Ihre Majestät —

Narrheit! hätten wir ärger gewüthet, wäre die Königin nicht erschienen. Ich habe mein Geld umsonst weggeworfen.

Wir finden wohl noch eine andere Gelegenheit, Herr Graf; entgehen wird er uns nicht. Dieser Schade ist noch der geringste, ein Anschlag anderer Art, den ich klug geleitet und gesponnen, leider ist der auch mißglückt. Teufel! das ist etwas, was mich wahrhaft wurmt —

Bis dahin hatte die schnarrende Stimme gesprochen, da fühlte sich der Sprecher von einem starken Arme gefaßt.

Nichtswürdiger! rief Iffland's Stimme, Du folgst mir sogleich und giebst Rechenschaft.

Zwei herbeigerufene Diener der Polizei be-

mächtigten sich Fellmer's. Sein Begleiter, der niemand Anderes, als der Graf Sylchon war, entfloh.

So endete ein sehr stürmischer und sehr inhaltreicher Abend.

VII.

Ein anhaltendes Unwohlsein hielt den gefeierten Künstler über drei Wochen nach der Benefizvorstellung in seinem Zimmer gefesselt. Die Erschütterung seines Gemüths war zu heftig gewesen, als daß sie hätte ohne Folgen sein können. Laura wachte an seinem Bette und pflegte den Fieberkranken. In den Stunden seiner Genesung spielte sie ihm seine Lieblingslieder auf der Harfe vor. Er hatte hastig nach Anton verlangt, man mußte ihm verheimlichen, daß der Jüngling sich in Haft befand, in Folge eines tollkühnen Versuchs, den General zur Rede zu stellen. Die Rache des Mächtigen war dadurch gereizt und es schwebte die für ein schweres Subordinationsvergehen festgesetzte Strafe über dem Haupte des Unglücklichen. Die Freunde waren thätig, aber sie vermochten Nichts auszurichten. Sophie befand sich im Forsthause. Das liebenswürdige Mädchen schmeichelte sich durch

täglichen Umgang in das Herz der redlichen, alten Frau ein, und es gelang ihr, selbst die Starrheit des Vaters nach und nach zu lösen, indem ihr der günstige Eindruck, den das Schauspiel auf den Alten gemacht, vorarbeitete. Er schrieb an Iffland:

„Ich fange an zu glauben, daß, nachdem ich Dich habe Komödie spielen sehen, es doch auf den mir so verhaßten Bretern ehrliche und brave Menschen geben kann, die Gott, ihren Nebenmenschen und der guten Sache dienen, wenn es auch nicht auf die Weise geschieht, wie wir Anderen es thun. Mein Anton hat seinen Kopf aufgesetzt und da er eben so eigensinnig ist, wie der Anton im Stücke, und ich ihn eben so lieb habe, wie mein Amtsbruder im Stücke seinen Anton lieb hat, so — nun, das Weitere wird sich finden. Der Wald steht jetzt im besten Flor; komm bald zu uns heraus oder erlaube, daß ich mit meiner Alten zu Dir komme; Riekchen, oder vielmehr Mamsell Sophie, muß doch säuberlich von uns dort wieder abgeliefert werden, von wo wir sie bekommen, sonst passirt es zum zweiten Male, daß ein herumstreifender Spitzbube, wie Ihr sie in Euren Städten groß zieht, meinem Jungen sie vor der Nase wegfischt."

Dieser Brief trug sehr viel zu Iffland's Genesung bei. Sein erster Ausgang war in das Haus der Ministerin, die ihn zu sich hatte bitten lassen. Er traf eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft beisammen, in der sich auch die Gräfin Wellenthal befand. Die Vorgänge der letzteren Wochen waren diesem Kreise nicht fremd geblieben; doch war es dem vornehmen und angesehenen Wüstlinge, um dessen Verbrechen es sich hier besonders handelte, gelungen, alle Schuld von sich zu wälzen und jede Spur eines Mitspielens in diesem unglücklichen Drama zu tilgen. Iffland wußte um die Künste, die der Freche angewendet hatte, vor der Welt sich die reiche Braut und den Namen eines ehrlichen Mannes zu bewahren, und er beschloß, sie zu nichte zu machen. Seine Gönnerin, die Gemahlin des Ministers, war seine Vertraute und Helferin. Auch ihr lag Alles daran, die Freundin aus ihrem Wahne zu reißen, sie den Charakter des Verhaßten klar sehen zu lassen, wo denn nothwendig das Bündniß getrennt werden mußte. Die Aufschlüsse, die man der Gesellschaft geben, die Strafe, die man den Schuldigen zukommen lassen wollte, mußte in die Form eines gesellschaftlichen Scherzes eingekleidet werden. Iffland entwarf rasch den Plan eines kleinen Dramas, in wel-

chem nur er allein agirte. Seine Gabe, fremde Stimmen täuschend nachzumachen, kam ihm dabei trefflich zu Statten. Es wurden Sprüchwort-Spiele aufgeführt, und als die Gesellschaft eine Anzahl derselben bereits gesehen und sich daran erfreut hatte, wurde geschickt das betreffende Stück eingeschoben. Die Bühne stellte den Gang in einem Gefängnisse vor, zur Rechten und Linken zwei vergitterte Thüren.

Iffland erschien. Er stellte einen Fürsten vor, der sich in den Kerker begeben hatte, um selbst zu hören und zu sehen, weßhalb und wie man die Strafbaren eingeschlossen. Nachdem er bereits ein paar Gemächer durchspäht, näherte er sich der Gitterthür zur Rechten. Er fragte, weßhalb der Gefangene hier eingeschlossen sei, und eine bekannte Stimme, die Iffland täuschend nachmachte, indem er sich halb wie lauschend in die Coulisse bog, erwiderte: Man hat mich eingesperrt, weil ich mich lächerlich gemacht habe.

Ach, sagte Iffland, das ist allerdings ein großes Verbrechen, ja, ich möchte behaupten, das größte, welches sich innerhalb der Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, begehen läßt. Doch wie hast Du Dich lächerlich gemacht, mein Freund?

Einen harmlosen Scherz, entgegnete die Stimme,

wollte ich dadurch rächen, daß ich gegen die Ehre, die Ruhe, ja gegen das Leben eines ehrlichen Mannes zu Felde zog.

Wer war dieser ehrliche Mann? War er etwa aus Deinem Stande?

O nein! alsdann hätte ich ihn zu schonen nöthig gehabt; es war nur ein elender Komödiant.

Wie! rief Iffland, hör' ich recht! Gerade dieser elende Komödiant hat mich, den Fürsten, gebeten, Dir die Freiheit wiederzugeben. Geh' — und wenn Du künftig wieder Helfershelfer dingen willst, um den elenden Komödianten öffentlich beschimpfen zu lassen, so wisse, daß seine Börse Dir zu diesem Behufe zu Gebote steht.

Man lachte, und Graf Sylchon, der gegenwärtig war, verschwand in dem Augenblicke, als er seine eigene Stimme aus dem Gitter des Gefängnisses hatte ertönen hören. Wenige Tage darauf verließ er Berlin, nachdem er einem Freunde geschrieben:

> Es ist unmöglich, mit diesem Teufel von einem Possenreißer Krieg zu führen und Sieger zu bleiben. Ich komme um meinen Abschied ein und sehe Berlin nie wieder.

Vor der zweiten vergitterten Thür stehen bleibend, richtete der Fürst obige Frage auch hier an

den Eingekerkerten. Auch hier antwortete eine der Gesellschaft bekannte Stimme:

Frage nicht, Fürst, nach meinem Vergehen; nur eine Frau kann mir verzeihen, und ich zweifle, daß sie es thun wird, wenn sie den ganzen Umfang meiner Schuld inne wird.

Alsdann wende Dich an die, welche Du am Schwersten beleidigt hast; ich habe hier nichts zu thun, entgegnete der Fürst.

Alle in der Gesellschaft wußten, auf wen sich diese Worte bezogen, allein man hütete sich wohl, die Gräfin anzublicken, die, in ihren Shawl gehüllt, in den Polstern ihres Fauteuils lag, scheinbar völlig unberührt von dem, was sich ihrem Auge und Ohr darstellte. Nur die Ministerin konnte es nicht lassen, einen besorgten Blick auf ihre Freundin und einen höhnenden auf den General Xavier zu richten, der ihr zur Seite am Eingange der kleinen Bühne lehnte.

Wenige Tage darauf wurde dem Hofe und der Gesellschaft bekannt gemacht, daß das Verlöbniß des Generals mit der Gräfin Wellenthal gelöst worden. Iffland erhielt von seiner schönen Gönnerin eine goldene Tabatière mit einem Zettel darin, auf dem die Worte standen:

Groß auf der Bühne, größer außer derselben.

Wir eilen jetzt zum Schlusse unserer Erzählung. Daß Anton und Sophie sich im glücklichen Bunde für's Leben vereinten, erräth nun wohl der Leser. Daß aber in der festlich ausgeschmückten Wohnung des berühmten Schauspielers noch ein zweites Paar an demselben Abende sich ein feierliches, gegenseitiges Gelöbniß that, möchte der freundliche Beschauer, der bis hieher unser Gemälde betrachtet hatte, nicht so deutlich haben vorhersehen können. Es war der Collaborator, der seine Florine heimführte. Iffland's Freude über dieses zweite Bündniß war nicht geringer, als über das erste. Der Collaborator aber verbat sich alle zu sehr aufregenden Bemerkungen und Glückwünsche und ging gerade an diesem Abende eine halbe Stunde früher zu Bette, indem er behauptete, daß eine Hochzeit bei so vorgerückten Jahren kein Fest, sondern nur eine neue, bequeme und diätetische Anordnung sei, die, wie jede medicinische Vorschrift, in der größten Ruhe und ohne alle Störung vorgenommen werden müsse. An der Abendtafel wurden die Toaste ausgebracht:

Anton und Sophie — Ottokar und Florine.

Iffland setzte in seliger Freude hinzu: Und August und Laura.

Die Präsidentin reichte ihm die Hand über den Tisch hin und der Präsident fügte hinzu: Hier bleiben!

So sei es! rief Iffland, aber nun laßt uns auch die Gläser erheben auf das Wohl von Preußens schönster und hochgestelltester Frau.

Mit dem Namen „Louise" erklangen hell die Gläser.

Watteau.

Meister Claude Gillot stand auf dem kleinen Vorbau seines Hauses und schaute, die Hand über den Augen, die Straße hinauf, auf der man von Paris kommen mußte, um zu dem Dorfe Aurigny du Tour bei Valenciennes zu gelangen. Meister Gillot war ein kleiner Mann, aber von einer eleganten Figur, die er durch allerlei Anputz von Seide und Sammet und Stickereien zu heben wußte. Selbst in seiner Arbeitskleidung, in der wir ihn jetzt vor uns sehen, fehlte das Phantastische und Geschmückte nicht. Der Rock war von violettem Halbsammet mit eingepreßten Blumen und Arabesken und hatte hinten, wo er mit der rothen Hose zusammentraf, einen sonderbaren Schnörkel, eine Art chinesischen Gürtels, der eine kleine Tafel bildete, auf der ein Drache in goldenem Felde gemalt war. Das kurze rothe Beinkleid, an dem in der Gegend des Schoßes eine Menge kleiner Troddeln und Schnürchen herabhingen, fand eine

Fortsetzung in blauen Strümpfen, die nachläſſig an der Wade herabhingen, vielleicht nicht ganz ohne Abſicht, denn Meiſter Claude war der Natur dankbar für ein Paar ſtattlicher Waden, die er glaubte dem Anblicke ſeiner Nebenmenſchen nicht entziehen zu dürfen. Schuhe, wiederum mit aufwärts gebogenen chineſiſchen Spitzen, vollendeten den Schmuck der Kleidung. Dieſer Mann ſtand nun, in einen Rahmen von Weinblättern gefaßt und von den Strahlen der Sonne grell beſchienen, in ſeiner ganzen Schönheit und Originalität den Blicken des Beſchauers hingegeben, und während er ſich ſelbſt abmühte einen Gegenſtand zu entdecken, der ſich ihm auf der Landſtraße noch nicht zeigte, vergnügten ſich eine Anzahl junger Frauen, die einen Wieſenweg hinabgekommen waren, Meiſter Claude Gillot zu betrachten, wie man ein Bild auf einer Ausſtellung betrachtet, das heißt mit der vollen Sicherheit über dieſes Bild ſo viel Lob und Tadel freimüthig auszuſchütten, als man Luſt hat. Eine dieſer jungen Damen, und ſie war gewiß nicht die minder Schönſte, holte aus ihrem Körbchen eine kleine Tafel hervor und hub an Herrn Gillot mit wenig Strichen abzuſkizziren, während eine Gefährtin ebenfalls auf einer Tafel Verſe niederſchrieb, die Herrn Gillot zum Gegenſtande

hatten. Die drei übrigen Schönen setzten sich auf eine Bank und lachten und plauderten, indem sie dabei mit ihren Fächern klappten und die Federn ihrer Hüte im Morgenwinde spielen ließen. Endlich erhob sich die kleine Truppe und verschwand hinter den Gebüschen auf dem Wege nach dem Schlosse Villabroise, das seinen stolzen Bau und seine schönen Anlagen nicht weit von dem Dorfe zur Bewunderung und zur Freude der ganzen Umgegend ausdehnte.

Der Gegenstand, den Meister Gillot mit so großer Spannung erwartete, erschien endlich; es war ein junger Mann, der mit einem Ränzel auf dem Rücken und dem Wanderstab in der Hand die große Fahrstraße herabkam, dann rasch einlenkte und auf das Haus zufliegend dem Meister in den Armen lag, der von heftiger Rührung bewegt, den Jüngling so heftig an sich drückte, daß er gar nicht gewahr wurde, wie der Drache hinten sich ablöste und zu Boden fiel. Meister Gillot war somit ohne seinen Drachen, aber darum nicht minder zärtlich und aufmerksam für seinen Liebling, den jungen Antoine Watteau, den er so eben bewillkommnete und triumphirend in seine Malerstube führte. Lieber Antoine, sagte er, indem er einen Schleier von einem Gemälde nahm,

es ist gerade gut, daß Du jetzt und nicht heute Morgen, wo ich Dich erwartete, gekommen bist, jetzt kannst Du das rechte Bein von meiner Psyche sehen, das erst in den Vormittagsstunden fertig geworden. Komm, mein Sohn, und lobe Deinen Freund und Meister. Nicht wahr, das ist ein Bein? Wahrhaftig man kann es greifen; aber Du verstehst mich, meine Göttin kann nicht gut ein anderes als ein solches haben. Es muß zugleich zart und schwunghaft sein, das heißt, es muß anzeigen, daß meine Schöne auch ohne Beine sich weiter bewegen kann, nämlich mit Hülfe ihrer Flügel. Gebe nur der Himmel, daß Amor mir gleichfalls geräth! Ich habe mir den kleinen Pierre Grillot als Modell ausgebeten, allein heute konnte er nicht kommen, da er beim neuen Pfarrer, den wir aus Valenciennes bekommen, und der ein Wunder von Gelehrsamkeit ist, eine lateinische Unterrichtsstunde nimmt. Du mußt wissen, der Herr Pfarrer findet in Pierre Grillot, den wir Alle bis jetzt für einen Einfaltspinsel gehalten, einen künftigen Gelehrten, einen Akademiker. Aber ich plaudere immer zu und habe Dich noch nicht zu Worte kommen lassen, das ist mehr als einfältig, denn Du hast mir gewiß viel zu erzählen. Vor allen Dingen, wie hat Dir Paris gefallen?

Nimm Platz, aber setze Dich nicht auf die kleinen Düten mit Ultramarin, das mir der Nachbar Apotheker gestern gebracht und für welches der einfältige Kauz mehr bezahlt hat, als alle meine Farben zusammengenommen werth sind. So geht's, wenn man zu träge ist und sein Haus nicht gern verlassen will. Nun erzähle.

Antoine saß auf dem ihm zugewiesenen Stuhle und hatte den Blick noch auf die kleine Tafel gerichtet, auf der Amor und Psyche in einer sehr gezwungenen Umarmung sich an ein Myrtenbäumchen lehnten, als das Stillestehen der geläufigen Zunge seines Meisters ihm anzeigte, daß es jetzt Zeit sei, den kurzen Bericht von seinem ersten Ausfluge in die Welt zu geben. Mit dem Blick gen Himmel und mit gefalteten Händen rief der Jüngling:

Vater Gillot, ich habe einen herrlichen Meister gesehen, ich habe den großen Rubens kennen gelernt. Ich war in dem Palaste Luxembourg und dort sah ich — ach, was wollen Worte bedeuten, wo das Große, das Gewaltige anschaulich gemacht werden soll! Genug, wenn ich nicht malen kann wie er, will ich keinen Pinsel förder anrühren.

Hm — Rubens! Ja! Nun — hm, hm! brummte und murmelte Claude Gillot. Ich laß'

mir gefallen wenn — doch alles das ein ander Mal; ich frage Dich, mein Kind, wie Dir Paris gefallen hat. Haſt Du den König geſehen, die Prinzen von Geblüt, die Herzöge, die Barone, die Damen aus der Umgebung des Hofes?

Der Jüngling erhob ſich heftig, ging im Zimmer auf und ab und rief dann: als mich einſt mein Vater, der Dachdecker war, auf die Gerüſte mitnahm und ich, die Gefahren noch nicht kennend, nach einem fernen ſchönen Palaſt griff, im Glauben, ich könne ihn mit den Händen faſſen, da hätte nicht viel gefehlt, ich wäre von der Höhe hinabgeſtürzt. Mein Vater nahm mich von der Zeit an nicht mehr mit. So geht's mir jetzt. Ach, Meiſter Claude, ich greife wieder ohnmächtig nach einem herrlichen Gute, das ich nicht werde erreichen können, und werde in die Tiefe hinabſtürzen.

Dann werde ich Dich hinten am Rockſchoß faſſen und Dich halten, unnützer Bube, Du! ſagte Gillot ärgerlich. Hat man jemals von einem ſolchen lächerlichen Wahnſinn gehört? Das nenne ich Einbildungen haben. Rubens! Rubens! Nun ja! Es giebt aber Meiſter, die ihm gleich kommen. Unſer ſchönes Frankreich hat deren eine große Zahl aufzuweiſen. Ich könnte Dir ſogar Einen nennen, der —. Aber wo iſt mein Gürtel ge-

blieben? Anne, mein Gürtel, gute Alte! So, gebt ihn mir durch's Fenster. Dank. Also den König hast Du nicht gesehen?

Doch! Er ging mit dem ganzen Hofe in Notre-dame zur Messe.

Zur Messe! — Ah — und hier der gute Mann, der Apotheker, der, nebenbei gesagt, bei mir eine Venus bestellt hat, die er in sein Kabinet hängen will, wo er den Rhabarber trocknet und wo seine Frau nicht hineinkommen darf, hat noch gestern in Gesellschaft einiger guter Freunde behauptet, der König sei unpäßlich und werde in diesem Frühjahre gar nicht ausgehen. So falsch wird man berichtet, wenn man in der Provinz wohnt. Aber Du guckst wieder an die Decke hinauf, gewiß, mein ehrlicher Junge, träumst Du von Deinem Rubens.

Laßt Euch erzählen, Gillot, sagte Antoine, auf einem der Bilder, welche die ganze Wand einnehmen, ist die Königin Marie dargestellt, wie sie am Altar steht und von dem Erzbischofe von Paris mit ihrem Gemahl das Sakrament der Ehe empfängt. Nichts Schöneres als die Stellung der jungen Königin, der Hymen die Schleppe trägt! Ich dachte unwillkürlich dabei an unsere schönen Damen vom Schlosse Villabroise.

Die hättest Du vor einer Stunde auch hier

vorbeigehen sehen können. Sie und ihre Gefährtinnen, die wir die précieuses ridicules nennen, seitdem der Herr Graf von Blossy sie so genannt hat —

Das ist Verdruß, rief Antoine, weil eine der Damen auf dem Schlosse seine Anträge nicht hat anhören wollen und ihm einen Korb gegeben.

Es mag sein. Genug, sie und ihre Gefährtinnen gingen hier vorüber oder vielmehr tändelten hier vorüber und alle Fünfe oder Sechse, ich habe sie nicht genau gezählt, legten es darauf an, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Allein Du weißt, mir ist im Leben schon so viel von den Frauen geschmeichelt worden, sie sind mir so oft und so anhaltend auf Tritt und Schritt nachgegangen, daß die Bemühungen dieses Häufleins Schöngeister mir unmöglich den Kopf verdrehen können. Ich ließ sie ihre Wege gehen, ohne zu thun, als bemerkte ich sie. Damit hab' ich sie auf's Empfindlichste gestraft. Ich kenne das.

Daran habt Ihr nicht recht gethan, Meister Gillot. Wir können ohne das Schloß Villabroise nicht existiren. Wo sähen wir wohl hier in der Einsamkeit Gemälde und hörten vernünftige Reden? Nur allein die Güte dieser Damen macht, daß wir mit der Welt in einigem Zusammenhange bleiben.

Mit der Welt? Kind, diese Frauen wissen so

wenig von der Welt, als mein kleiner Finger etwas von Farbe versteht. Es sind überspannte Phantastinnen, eitle Weiber, die, weil sie jung, schön und ohne Sorgen leben, sich aus allen anderen Menschen nichts machen und ihren Uebermuth jeder Creatur Gottes, die in ihre Nähe kommt, empfinden lassen. Ich weiß auch, woher das Uebel seinen Ursprung nahm. Da war der alte Herr von Gorgognoux, ein reicher und angesehener Mann, der seine Zeit in Paris zubrachte, um im Schloß Rambouillet bei der Frau von Scudéri einen steten Besucher ihrer Gesellschaften abzugeben. Er machte Verse und dichtete Epigramme, durch welche er Händel bekam und sich mit dem Grafen Tour la Tour und dem Akademiker Fimaille schlagen mußte. In die Gesellschaft der gelehrten Weiber nahm er die kleine Marguerite mit und bewirkte dadurch, daß das Mädchen, die einfach und natürlich wie eine Blume des Feldes aufwuchs, verschnörkelt, verschroben und verziert wurde. Sie fing auch an Epigramme zu machen. Als ich sie zum ersten Male sah, that ich den später so berühmt gewordenen Ausspruch, daß aus dem Kinde nichts werden würde. Sie heirathete den Marquis von Pipelet, der mit ihr nur ein Jahr lebte, welches eine viel zu kurze Zeit

war, um ein verwahrlostes Mädchen zur Vernunft zu bringen. Als er starb, kam sie als junge Wittwe hieher und brachte aus Paris vier junge Damen mit, die ihr völlig glichen und mit ihr einen und denselben Weg wandelten. Wenn der alte Herr von Gorgognoux wüßte, welch' ein Unheil er mit seiner Erziehungsmethode angerichtet, er würde sich aus Verdruß noch im Grabe umdrehen. So viel ist gewiß, ich setze meinen Fuß nicht mehr in die Säle vom Schlosse Villabroise.

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch das Erscheinen eines kleinen bunt gekleideten Pagen, der die Thür des Malerzimmers öffnend mit einer tiefen Verbeugung vor den Meister Gillot trat und in lautem und geziertem Tone sagte:

Mein Herr, die neun Musen, meine Gebieterinnen, lassen Euch bitten, morgen um die Abendstunde als Apoll Euch einzufinden und den Merkur dort mitzubringen.

Gillot war aufgesprungen, nahm den kleinen Pagen an der Hand, führte ihn in Tanzmeisterschritten in der Stube umher und sagte dann, sich ebenfalls verbeugend:

Die Frau Marquise wird gebeten, huldvoll die Grüße des Musengottes anzunehmen, und sie und ihre acht Schwestern sollen nicht vergebens harren

auf das Erscheinen des demüthigen und sich in tiefster Ehrfurcht verneigenden Apolls und Merkurs.

Der Page grüßte und verschwand.

Ihr wolltet ja nie mehr auf's Schloß gehen? sagte Antoine lachend.

Mein Sohn, Du verstehst das nicht. Wo hörte man wohl in dieser Einsamkeit von Bildern sprechen, oder auch nur ein gescheidtes Wort, wenn dieses Schloß nicht wäre! Also laß uns zur angegebenen Stunde dahin aufbrechen.

Meister Claude Gillot malte Grazien und Amoretten, aber er wußte diesen Grazien und diesen Amoretten keinen bleibenden Gehalt einzuhauchen; es wären gezierte Figuren, zu denen nirgends in der Natur ein Modell zu finden war. Seine Feinde nannten ihn den Pastetenbäcker und behaupteten, diese Sorte Figuren paßte sich vortrefflich, um in fetter, butterhaltiger Masse auf dem Außendeckel einer Pastete angebracht zu werden, wo sie dann durch die Hitze des Ofens zu ihrem Vortheil ein bräunlicheres und lebensvolleres Colorit bekämen, als sie im Original auf den Gemälden des Meisters besäßen. Es lag darin et-

was Wahres, allein natürlich sehr viel Uebertreibung. Herr Gillot, in seiner guten Zeit und als er Paris und die großen Meister noch nicht gesehen hatte, malte in seiner Einfalt ganz artige Gruppen verliebter Schäfer und träumerischer Schäferinnen. Er hatte dazu immer ein und dasselbe Modell: zu den Schäfern nahm er sich zum Vorbild, und was die Doriſſe und die Amarilliſſe betraf, so kam es ihm vortrefflich zu Statten, daß er gerade damals in Marguerite Lipitonaille, eine junge Schauspielerin vierten Ranges, sich verliebte, mit der er eine geraume Zeit auf Messen und Jahrmärkten herumzog. Diese war so gefällig in irgend einer Gruppe, und Herr Claude hatte keine große Auswahl in seinen Gegenständen, ihm als Modell zu sitzen. Von dieser Zeit schreiben sich die guten Bilder des Meisters her; leider kam er aber nach Paris und bei dem ersten Blicke, den er auf die Kunstwerke eines Raphaels und Correggio heftete, ging dem unglückseligen Manne der Gedanke durch den Kopf, diesen Heroen gleichen zu wollen. Zwei, auf das Kläglichste mißglückte Madonnen und eine Himmelfahrt, die die Kenner zum Lachen reizten, waren Zeugen, wie ein mäßig begabter Mann aus dem ihm angewiesenen Kreise herausweichend sofort zu einem Schmierer und

Sudler herabsinken kann. Zum Glück dauerte der Paroxysmus nicht lange und Herr Gillot, wieder auf seinem Dorfe angelangt, gab es auf, der Raphael seiner Zeit zu sein, und kam in einer Art glücklichen Resignation wieder auf seine Amoretten und Grazien zurück. Allein sie fanden jetzt weniger Beifall als damals; mag sein, daß etwas von den vorhergegangenen großartigen Kunststudien an ihm haften geblieben war, oder daß Herr Gillot nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stand und mithin seinen Gebilden kein Feuer und kein Leben einhauchen konnte. Die Anmaßung und der Dünkel waren aber bei unserm Meister um kein Senfkorn Schwere geringer geworden, er schrieb die immer mäßiger werdenden Erfolge seiner Kunst dem verderbten und zurückgehenden Geschmacke seiner Zeitgenossen zu, und besonders hatte er dabei jene Klasse gebildeter und schöngeistiger Frauen im Sinne, die zur Mode gemacht hatten, daß überall über Kunst gesprochen und über die Befähigung dieses oder jenes Meisters abgeurtheilt wurde. Früher gaben sich die Frauen mit dergleichen Dingen nicht ab; sie überließen es den Männern. Jetzt konnte aber kein Buch geschrieben, kein Bild gemalt werden, ohne daß man in den Salons ein Gerede darüber machte.

Das war in der That eine sonderbare Neuerung, durch nichts zu erklären, oder man müßte denn annehmen, daß alle Gegenstände, mit denen sich die Frauen früher beschäftigt, als Liebeshändel, Putz, Klatschereien anstiften und verbreiten, die Frommen spielen, für sie plötzlich alles Interesse verloren hätten. Und wie boshaft und wie scharf urtheilten diese Frauen! Mit welchen Spöttereien verfolgten sie ihre Beute! Nicht genug, daß sie sie in Prosa zu nichte machten, sie machten auch Verse, die der Mercure de France abdruckte.

Das Genre des Meisters Gillot wäre demnach ein unfruchtbares Feld geblieben, wenn es nicht der Zufall gefügt, daß ein junges, feuriges, mit dem Leben in kecker Kraft ringendes Talent sich desselben bemächtigt hätte, aber freilich um es ganz anders zu bearbeiten, als es sein Vorgänger gethan und noch that. Dieses junge Talent war Antoine Watteau. Durch ihn erreichte die ganze Gattung einen Ruhm und Ruf, der bis zu unseren Tagen sich erhalten. Aber wie malte auch Watteau seine Amoretten und Grazien! Er nahm sie mitten aus der Gesellschaft, die ihn umgab. Wir wollen gleich sehen, wie er das machte.

An das vergoldete Gitterthor des Schlosses Villabroise gelangt, wurden unsere zwei Maler

von einer Art Portier empfangen, der jedoch im römischen Costüm prangte und auf seiner mit einem Lorberkranze umgebenen Mütze die Worte „Ovidius" führte. Es war eben Ovid, der Sänger der Liebe, der hier den Einlaß öffnete. Auf zwei ziemlich hohen Postamenten standen zwei kleine Pagen als Amoretten verkleidet in einer gezwungenen Stellung und deßhalb stets bereit von ihren Gestellen herabzufallen. Sie waren in kleine Schürzen von Seide, der eine in Hellblau und Silber, der andere in Rosenroth und Silber, dürftig gehüllt, der Oberkörper, die mageren Arme und Beinchen waren nackend.

Ovid warf, ehe er seinen Gang als Führer der Gäste antrat, einen zürnenden Blick auf die Amoretten, welche dadurch in Furcht gesetzt ihre verdrehten Stellungen mit ungemeiner Tapferkeit zu behaupten suchten. Meister Gillot wollte in einen großen weiten Baumgang einbiegen, allein Ovid hielt ihn zurück, indem er ihm zurief:

Nicht dorthin, mein Herr, wir kämen da mit einem Sprunge in das Land der Zufriedenheit und des ehelichen Glücks, und das darf nicht sein, wir müssen noch vorher eine weite Tour machen.

Aber, mein Herr, entgegnete Gillot, ich suche die Frau Marquise und es ist durchaus nicht meine

Absicht, das eheliche Glück mit meiner Gegenwart zu incommodiren.

Später! rief Ovid, indem er seine Mütze mit dem Lorbeerkranze etwas zurechtrückte. Ihr wißt, daß wir das Land der Zärtlichkeit vor uns haben, und daß ich dazu da bin, Ihnen in diesem Lande zum Führer zu dienen. Die sublimen Einfälle und die poesievollen Ideen der Frau Marquise haben diesen ehemals alltäglichen Park des Schlosses Villabroise in einen instructiven Aufenthalt umgewandelt und ihn, nach den Beschreibungen, die im Roman des göttlichen Calprenède vorkommen, in die Bezirke, Ortschaften, Seen, Brücken, Bosketts des Landes der Zärtlichkeit eingetheilt. Auf, meine Herren, nur Muth, ich werde Sie führen, wir werden in manchen kleinen gefährlichen Winkel gerathen, aber glorreich wird bei alledem unser Austritt sein. Und wenn wir das Land der Zärtlichkeit durchwandert haben, so verspreche ich, Sie in den Saal zu geleiten, wo die Frau Marquise und ihre Damen sich befinden.

Es war also nichts zu machen; die Wanderung mußte angetreten werden. Ovid nahm seinen langen schleppenden Mantel unter einen Arm und setzte seine dürren Beine, die in römische Sandalen geschnürt waren, in Bewegung. Antoine und

Claude folgten. Zuerst schritt man in den Schatten eines kleinen Wäldchens hinein, welches das Gebüsch der Zerstreuten hieß. Man nahm an, daß ein junger Mann, der sich in das Land der Zärtlichkeit begiebt, Anfangs nicht recht einig mit sich ist, wie er seinen Gang und seine Neigungen fruchtreich anzubringen habe und deßhalb eine kostbare Zeit vertändele, um bald diesen, bald jenen Weg einzuschlagen. Endlich findet er den richtigen. Er geht über die Brücke des „raschen Entschlusses." Diese Brücke hat kein Geländer, denn man soll gleichsam hinüberfliegen. Antoine fliegt hinüber, aber Claude findet, daß ihn ein Schwindel überfallen will, und sagt offenherzig zu Ovid, daß die Leute nicht klug seien, die die Brücke ohne Schutzwehr bauten. Er kommt indessen wohlbehalten hinüber und jenseits nimmt ihn ein kleiner Hügel auf, mit einer Bank, auf die er sich setzt, aber rasch wieder aufspringt, denn es sticht ihn etwas sehr empfindlich. Ovid belehrt ihn, daß er sich auf die Bank der Prüfung gesetzt habe, ohne vorher die Tafel gelesen zu haben, die vor jedem unzeitigen Ausruhen, bevor das Ziel erreicht ist, warnt. Claude wandelt murrend weiter, indem er sich die verletzten Theile hält.

Teufel! ruft er, ich bitte, Herr, wenn Sie noch

mehr solche Bänke haben, so sagen Sie es gefälligst bei Zeiten, damit ein ehrlicher Mann nicht zu Schaden komme.

Man gelangt jetzt in den Tempel der Entscheidung, das heißt, man hat sich nun entschieden, welche Dame man zur Dame seines Herzens machen soll. Damit ist schon viel gewonnen. Nun kommen alle die kleinen Annehmlichkeiten der ersten Liebe. Da ist die Laube „des unterdrückten Athemholens", da der Rasenplatz der „Stockungen des Herzens" und endlich ist da eine wundervolle kleine Hütte, ganz in Rosenbüsche eingehüllt und diese ist „der erste Kuß." Claude begiebt sich hinein, nicht um zu küssen, sondern weil er einen Teller mit Ananas und eine Flasche Wein darinnen stehen sieht, die ihn reizen. Ovid stürzt ihm nach und belehrt ihn, daß diese Erfrischungen nur gemalt seien, und daß die Früchte die Süßigkeit und die Weiche der Lippen bedeuten, die im Kusse thätig seien, und der Wein den Rausch, der die Sinne des glücklich Küssenden umnebele. Claude murmelte vor sich hin und bemerkte, daß das eigentlich ehrlich gesagt Spitzbübereien seien, die sich die Frau Marquise mit ihren Gästen erlaube. Unterdessen zeigt Ovid auf eine Tafel, die am Eingange eines kleinen Weges, der thalabwärts

führt, befestigt ist, und auf der die Worte stehen „Widerwärtigkeiten, die der jungen Liebe drohen.“ Man will natürlich diese in Augenschein nehmen, und im raschen Ueberschreiten wäre Claude fast in einen Sumpf gefallen, der die Launen und die Gleichgültigkeit darstellt, während Antoine sich an eine vorspringende Felsenkante stößt, die den Eigensinn und die thörichte Rechthaberei in der Liebe bedeutet. Die Insel der Calypso bedeutet die Koketterie und Gefallsucht, eine sehr gefährliche Widerwärtigkeit, wie Jedermann weiß. Auf der Insel der Calypso winkt weiter eine gedeckte Tafel mit Früchten, Wein und Pasteten, allein Claude weiß nun schon, was er davon zu halten hat, und daß sie eben so wenig wirklich sind als das Bein der Calypso, das sie, in's Wasser steigend, entblößt und das von Holz und bemalt ist.

Sind die Widerwärtigkeiten besiegt, so kommt man über eine Brücke, die dies Mal eine schützende Einfassung hat, auf die Insel der heimlichen Zusammenkünfte. Alles ist hier Schatten und Dunkelheit. Man darf aber auf eine gewisse Stelle nicht treten, da sinkt man ein Paar Fuß tief unter; dies soll bedeuten, daß man bei den geheimen und vertraulichen Zusammenkünften der Liebenden stets vor drohender Gefahr auf seiner Huth sein müsse.

Die geheimen Zusammenkünfte führen zu den „verstohlenen Plaudereien," und wohin die führen, kann man sich denken, denn es zeigt sich plötzlich im dichtesten Gebüsch ein Altar mit der Ueberschrift „dem unwiederbringlich Verlorenen." Die Gäste stehen nachdenklich vor dieser Tafel und Ovid lächelt.

Werden wir jetzt nicht zu der Marquise gelangen? sagte Claude endlich, denn er ist müde und fürchtet auch, sein neues Beinkleid von aprikosenfarbenem Seidenstoffe, dem schon die Bank der Prüfung arg zugesetzt hat, vollends durch Staub und langes Herumlaufen zuzurichten.

Wir müssen erst durch das Land der Freundschaft wandeln, nämlich der Freundschaft, die mit der Liebe nahe verwandt ist, bemerkt Ovid und lüftet dabei seine Haube, denn auch ihm ist es schwül in der Nähe des unwiederbringlich Verlorenen. Man geht also weiter und Claude flucht, daß, wenn er Alles das gewußt, was er jetzt weiß, er nimmermehr gekommen wäre. Die Freundschaft hat nicht so verwickelte Partien, doch hat auch sie Sümpfe und Abgründe; aber man kennt diese schon von der Liebe her und weiß sie zu vermeiden. Dagegen hat die Freundschaft das Gute, daß man auf ihren Bänken sitzen kann,

durch welchen Umstand sie Claude's ganzes Herz für sich gewinnt. Zuletzt besitzt die Freundschaft noch einen kleinen Tempel, den Tempel der Verschwiegenheit, ein leerer Raum ohne Fenster, um anzudeuten, daß, wenn man nichts sieht und hört, man auch unmöglich etwas ausplaudern kann. Endlich gelangen die Wanderer in jenen breiten Baumgang, den sie gleich anfangs zu durcheilen Lust bezeigt hatten, und der geradewegs zum Schlosse führt. Zehn Schritte vom Schlosse entfernt sprudelt eine Quelle, aus welcher zu trinken Ovid seine beiden Schützlinge auffordert. Vergebens sträubt sich Claude, denn er ist erhitzt, und das kalte Quellwasser könnte ihm schaden; allein er muß trinken, denn diese Quelle ist Lethe und ihre Fluthen haben die Eigenschaft, Alles vergessen zu machen, was man erschaut hat. Claude versichert, daß er dies auch ohne Wasser zu Stande zu bringen hoffe.

Im Saale, der hoch und gewölbt ist, sitzen neun junge Damen und fünf Herren. Es wird musicirt, declamirt, getanzt, als die beiden Maler eintreten.

Ah! ruft die Marquise lachend, da kommt unser Apoll und unser Merkur.

Claude Gillot wird der Reihe nach den vornehmen Herren vorgestellt, die sich herablassend

zeigen und ihm einige Artigkeiten über seine Bilder sagen, die sie nicht gesehen haben. Den jungen Watteau betrachten die Damen mit Aufmerksamkeit, sein Wuchs, sein Benehmen, seine Bescheidenheit, um nicht zu sagen Schüchternheit, gefällt ihnen. Nach kurzer Unterbrechung geht das Declamiren, das Musiciren, das Tanzen seinen Gang fort, und die beiden Maler werden in einen Winkel des Saales geschoben, denn sie sind überall im Wege. Die Damen brauchen unbeschreiblich viel Platz. Die Eine stellt Atalante vor, und fliegt durch den ganzen Saal, indem sie ihr Gewand auf eine so schalkhafte Art in die Höhe hebt, daß man ein schönes Bein zu sehen bekommt, das mit einem hellblauseidenen Strumpfe bekleidet ist und mit einem Pantöffelchen von sandgelbem Sammet schließt. Ein bauschiges Gewand von kirschrothem Atlas flattert ihr nach. Drei geberden sich als Furien, die den unglücklichen Orest vor sich hintreiben, aus einer Saalecke in die andere, bei welcher Gelegenheit er seinen Degen und seine Schuhschnallen verliert. Zwei Andere declamiren laut die Verse aus der Tragödie, der diese Scene entnommen ist. Am ruhigsten verhält sich eine Galathee, die eben aus den Schöpferhänden Pyg-

maleons hervorgegangen ist und sich zu beleben anfängt.

Endlich gehen die Thüren des Saales auf und die Diener tragen Tische mit Erfrischungen herein: ein für Claude sehr willkommener Anblick, wodurch dem Herumfahren der Atalante, so wie dem Rasen der Furien ein Ziel gesetzt wird. Man setzt sich hin und ißt. Der Zufall will, daß die beiden Maler neben einen Herrn zu sitzen kamen, der bereits die Jahre der Thorheit hinter sich und eine wohlgeordnete Perrücke auf dem Kopfe hat.

Sonderbar, sagte dieser Herr, wie die Spiele und Unterhaltungen wechseln; in meiner Jugend war es Mode, sich zu betrinken, und dann im Rausche die Straßen der Stadt zu durchziehen, um Händel zu suchen. Das fand man belustigend und einem jungen Manne angemessen. Nebenbei verehrte man die Damen und trug ihre Farben bei Turnieren. Heutzutage machen die jungen Männer Verse und führen Schauspiele auf. Ich habe in meinem Leben nur einmal Komödie gespielt und das war bei einem Fastnachtsspiele, wo ich den Teufel machte und die Gelegenheit benutzte, meinen Feind, der sich in der Maske des Judas Ischariot befand, tüchtig durchzubläuen und ihm

ein Auge aus dem Kopfe zu schlagen. Haha! ich glaube, er denkt noch daran.

Habt die Güte, mein Herr, uns einige dieser Männer zu nennen, die wir dort den Damen aufwartend hinter ihren Stühlen stehen sehen, bat Claude.

Sehr gern. Der dort mit der blauen Schleife an der linken Schulter ist der Vicomte von Rossac, einer unserer ersten Höflinge und sehr gesucht von den Damen. Wenn ich mir ein Urtheil über ihn anmaßen darf, so ist's, daß er der unleidlichste Zierbengel ist, den es geben kann, seine Abgeschmacktheit wird höchstens von dem Hochmuth jenes Herrn überboten, der das Ludwigskreuz neben einem Bouquet weißer Rosen auf der Brust trägt und den wir vorhin den Orest haben spielen sehen. Es ist der Marquis Lusignan und der muthmaßliche zweite Mann unserer schönen Wittwe, die, wie Ihr bemerken werdet, ihn stark auszeichnet.

Ich habe von ihm in Paris gehört, warf schüchtern Antoine ein, man gab mir den Rath, seine Gönnerschaft zu suchen, denn es sei bekannt, daß er zu seiner baldigen Vermählung ein prachtvolles Palais bauen werde, dessen Wände er mit Gemälden schmücken lassen wolle.

Versäumt nicht, sagte der ältliche Herr, hier seine Bekanntschaft zu machen.

Es ist umsonst, Hoffnungen zu hegen, entgegnete der Jüngling, die größten Meister in Paris drängen sich um diese Arbeit, denn der Marquis bezahlt königlich.

Der kleine Herr dort, fuhr der vorige Sprecher fort, mit dem gescheidten Gesichte und dem freien, nicht gezierten Wesen, ist der Sohn eines meiner Freunde, der Advokat war, sich hat adeln lassen und nun seinen Sprößling gern mit einer dieser vornehmen jungen Damen vermählt sähe. Sein Name ist St. Lucque. — Der große ungeschlachte junge Mann dort, dem es sehr schwer fällt, den Amüsanten und Niedlichen zu spielen, und der mit seinen endlosen langen Armen und Beinen überall Verwirrung anstiftet, ist der Sohn des Marschall d'Olroy, den der eitle Vater zwingt den Schöngeist zu spielen, während der Sohn dazu gemacht ist, im Ardenner Walde einen Eber mit einem Faustschlage niederzustrecken. Doch still, man bringt das „Blumenkörbchen", jetzt gilt's auf seiner Huth zu sein. Die Dame des Hauses ergreift eine Blume, spricht dabei eine Silbe eines Wortes aus, und der, dem sie die Blume zuwirft, muß rasch die folgenden Silben dazusetzen. Ah — seht, wie die Blumen fliegen! Es wird auch bald in unsere Gegend kommen. Richtig, da ist mir

eine Tulpe an den Kopf geflogen. Mo — Mo — destie! Nein, nicht doch! man lacht, ich hab's nicht getroffen — lière! So ist's! Molière! Und der ältliche Herr stand auf, machte eine tiefe Verbeugung, hob dann die Tulpe in die Höhe und rief: „Vive Molière!“ Claude, der eben sein Weinglas zu Munde führen wollte, fühlte plötzlich eine Distel in seinem Haar und hörte die Silbe be —, tise! setzt er ärgerlich hinzu, indem er die Distel vergebens aus seinem Haar loszunesteln suchte. Allgemeines Gelächter und nochmals eine Silbe be —. Sagt 'lisare! flüstert ihm sein Nachbar zu, und unser Maler hebt sich mit Mühe hinter dem Tische hervor, verbeugt sich, zeigt die Distel vor und ruft: Belisare! Das Spiel wird bald von einem andern, nicht minder geistvollen abgelöst, und so gehen die Stunden hin, die man bei der Tafel zubringt, viel zu geräuschvoll für Leute, die sich hingesetzt haben, um zu essen und zu trinken, und nicht um Kindereien zu treiben.

Unterdessen sind die kühlen Abendstunden gekommen und die ganze Gesellschaft begiebt sich in den Park. Hier findet der gütige alte Herr Zeit, Antoine dem Marquis vorzustellen, während Claude Gillot von der Dame des Hauses und einem Paar ihrer Freundinnen zum Besten gehalten

wird, ohne daß er es merkt. Sie nennen ihn ihren kleinen Raphael, ihren göttlichen Rubens, ihren hübschen niedlichen Leonardo, und ehe sich's der Mann versieht, hat er einen mächtigen Kranz auf dem Kopfe, der bei der kleinsten Bewegung niedersinkt, und nur die geröthete Nasenspitze sehen läßt. Claude hat von den guten Weinen bei Tafel so viel zu sich genommen, daß er diesen Spaß sehr belustigend findet und offen bekennt, daß er in diesem Augenblicke nicht mit Raphael tauschen wolle, der nur eine Bäckerstochter zur Geliebten gehabt, die dazu viel zu corpulent gewesen, um den Forderungen des guten Geschmacks zu genügen. Die ganze Gesellschaft bricht über diese Bemerkung in ein schallendes Gelächter aus. Unterdessen hat der Marquis den jungen Maler bei Seite gezogen und verliert sich mit ihm in einem der schattigen Bogengänge. Nach einigen Schritten bleibt der vornehme Herr stehen und betrachtet sich die Gruppe, die sich in der halbrunden Einfassung der gewölbten Baumzweige, und von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, ganz vortrefflich darstellt. Unter diesen vielen Gestalten ist jedoch nur Eine, die seine ganze Aufmerksamkeit an sich zieht. Es ist die schöne Herrin des Schlosses. Die Marquise hat heute ihren

guten Tag, sie sitzt da in ihrem faltigen Kleide von gelbem Atlas, und das lieblich gerundete, in dem zartesten Weiß schimmernde Gesichtchen ist ganz Jugend und Anmuth.

Beim Himmel! ruft der Marquis, wie ist diese Frau schön! Alles um sie her verschwindet. Man sieht nichts als sie! Es gab eine Zeit, wo ich auch die kleine Fleurestan reizend fand; allein diese Zeit ist vorbei. Es hat sich zu viel Schatten unter ihre Augen festgesetzt; es kommt daher, daß das arme Ding viel bei Lichte arbeitet und liest, und nichts ist gefährlicher für eine hübsche Frau als die alten Klassiker bei Lampenlicht zu lesen. Wenn nur unsere gelehrten Weiber das bedenken wollten! Dabei die gebückte Stellung, und dann werfen sie ein Bein über das andere, und wenn sie es recht weit treiben, so nehmen sie wohl gar zwischen der Arbeit eine Prise. Alsdann ist die Grazie todt. Die Gelehrsamkeit bei einem Weibe muß nur so weit gehen, daß man über ihre Flosskeln lachen kann; soll man jedoch mit Ernst und Nachdenken sie anhören, so wird sie unerträglich, und jeder gescheidte Mann geht ihr aus dem Wege. Aber, mein Freund, wir kommen von unserer schönen Schloßherrin ab. Wie wär's, wenn Ihr ein Bild machtet von dem, was wir da vor uns sehen?

Gerade so wie es dort erscheint?

Ja doch, weßhalb nicht? Nur etwas zusammengerückt. Auf der einen Seite schließt das Bild ab mit der Baumgruppe, auf der andern ziehen wir die kolossale Nymphe, die sich von der Rückseite präsentirt, näher heran und — o da schaut nur, es stellt sich gerade der gute d'Olroy zu der Nymphe, und indem sein Blick die marmornen Reize zu betrachten scheint, verbirgt er hinter dieser erkünstelten Kunstliebe das quälende Bewußtsein, hier eine linkische Rolle zu spielen, und sich nicht so zu benehmen, wie er es gern möchte. Ja wohl, guter Junge, bleibe bei marmornen Nymphen, die keine spottenden Gesichter schneiden, und die Dich nicht necken. Vorn im Grase liegt der kleine St. Lucque, wie immer im Nachsinnen versenkt, welch' einen Sinn eine alberne Posse haben könne, die den hübschen Lippen des Fräuleins d'Urfé entschlüpft. Denn einen Sinn muß bei ihm Alles haben, selbst die Niaiserien eines halb eingeschlummerten hübschen Kindes.

Sollen wir nicht Amoretten aus dem Bosquet lauschen lassen?

Nur das nicht! Keine Mythologie, rief der Marquis. Das ist ja eben, was Ihren Freund, den alten Pinsel, den Claudius Gillot so lächer-

lich macht. Schlagen wir einen ganz andern Weg ein, malen wir die Natur, und nur die Natur, wie wir sie vor uns sehen. Das schöne Frankreich hat so reizende Frauen, nehmen wir sie, wo wir sie finden. Mit einem Worte, mein Freund, werdet der Maler der Gesellschaft. Gebt die vornehme Welt wieder und mischt etwas Satire, aber nur sehr wenig, unter die Entwürfe. Gebt Acht, damit werdet Ihr Glück machen; vorausgesetzt, daß Ihr es versteht, und das werde ich beurtheilen, wenn Ihr mir dieses Bild bringen werdet, was ich Euch eben zu malen vorgeschlagen habe. An Mitteln, Euch dann weiter zu helfen, fehlt es mir nicht. Doch genug, ich sehe eben, daß man nach mir schickt, nach allen Richtungen hin sah ich die Gebieterin Boten aussenden. Ich eile. In Paris, wenn Euer Bild fertig ist, sehen wir uns wieder.

Und der elegante Herr trat aus dem Gebüsche hervor, und sogleich hörte man die Stimme der Marquise, die da rief: Da ist er! Sie machte ihren Fuß von den Händen Claude Gillot's los, der, berauscht wie er war, in der Zärtlichkeit überfließend, feurige Küsse auf die rothe Atlasumhüllung dieses schönen Fußes drückte, ihn herzte und drückte, wie man ein Kind hätschelt, und laut ver-

sicherte, der Fuß der Mediceischen Venus sei, gegen diesen Fuß gehalten, ein plumpes, anmaßendes Stück Fleisch, ein nichtswürdiges und gottloses Ding, ohne Nachdenken und Aufmerksamkeit geformt, eine boshafte Satire auf alle Weiberfüße, und nur einer solchen landstreicherischen Person, einer solchen frechen Lügnerin, wie die sogenannte Göttin sei, käme es zu, einen solchen Fuß zu haben.

Antoine nahm seinen berauschten Freund und Lehrer unter den Arm, um ihn auf gute Art aus dem Kreise der Frauen zu entfernen.

Ich bitte Dich, Toni, rief er mit lallender Stimme, führe mich, wohin Du willst, nur nicht zur Bank der Prüfung, ich kann gerade jetzt diese Bank nicht brauchen. Laß uns in den Tempel der Verschwiegenheit gehen, da werde ich Dir alle meine Geheimnisse ausplaudern und vor allen Dingen Dir mittheilen, daß die gute Frau Marquise bis zum Sterben in mich verliebt ist. Dieses Weibchen macht Dir Augen — Augen sage ich Dir, so fein zugekniffen, so verdammt lüstern, so über allen Anstand hinaus begehrlich, wenn sie mich ansieht, daß ein Blinder sehen kann, wie wir mit einander stehen. Ja, es ist schnell gegangen. Wir haben uns gleichsam auf die Liebe gestürzt, wie zwei tolle Fliegen auf die Leimruthe. Nun

sitzen wir und zappeln. Hahaha! Ist dies der Tempel der Verschwiegenheit? Gut! Ich habe eine Flasche mitgenommen und habe Zuckerwerk eingesteckt, laß uns ein Schlückchen thun. O mein Antoniello, es geht doch nichts über ein Künstlerleben! Wo wir hinkommen, siegen wir, und immer sind wir guter Dinge. So, da wären wir. Dieser verdammte Tempel hat keine Canape. Es sitzt sich hier schlecht. Wir wollen ein Paar Stühle zusammenrücken, und Du, Freund, setzest Dich auf den Tisch. Hahaha!

Und Claude stolpert durch die kleine Thür in den Tempel, und ehe es ihm noch gelingt, die mitgebrachte Flasche zu entpfropfen, hat ihn schon der Schlummer überwältigt und er liegt da wie todt. Antoine läßt seinen Freund in sicherem Verwahrsam im Tempel und eilt zur Gesellschaft zurück.

Die Damen haben einen ländlichen Tanz begonnen und schwingen sich wie bunte, von ihren Stielen gelöste Blumen, in ihren flatternden Gewändern auf dem grünen Rasenplatze herum. Bald ist es ein großer Ring Tanzender, bald sind es viele kleine Ringe, die sich absondern und dann wieder in einen Kreis zusammenfließen, bald ist's eine Tänzerin, die ein Solo tanzt, und, von dem Abendschein umspielt, aus dem Gebüsche hervor-

flatternd wie eine glückliche Fee, in die Blumen und Blüthen hineinfliegt. Dann treten zwei der Herren vor, ihr Tanz verwandelt sich in einen Kampf, sie ziehen ihre Degen, in gewandten Stellungen bewegen sie sich Einer um den Andern; dann zeigen sie sich versöhnt und der Kampf verwandelt sich wieder in Tanz. Alles ist sehr hübsch anzusehen. Auf einem abgesonderten Platze macht die Dienerschaft verstohlen die Vergnügungen der Herrschaft mit. Die Silberwäscherin tanzt mit dem Koch, die erste Kammerjungfer mit dem Jäger, und der glückliche Ovid stürzt sich in die Arme einer dicken Köchin, die über ihn zusammenschlagen wie zwei kolossale Wellen über einen kleinen Nachen. Alles ist froh und dieses Schloß Villabroise ist trotz seinem albernen Garten und seinen gelehrten und gezierten Bewohnerinnen ein ganz vortrefflicher und sehr belustigender Ort.

Wenige Tage darauf und die Gesellschaft hat sich zerstreut. Einige der Damen sind nach Paris gezogen, und die Herrin des Schlosses hat sich in eines ihrer Gemächer eingeschlossen, um an einer Tragödie zu dichten. Claude Gillot arbeitet wieder in seinem Stübchen an der Staffelei, und Antoine Watteau macht irgendwo in der Nachbarschaft einen geheimnißvollen Besuch und ist seit

drei Wochen nicht sichtbar, ein Umstand, der Claude gar nicht gefällt, denn er hat sich an den jungen Mann gewöhnt und sieht ihn halb und halb wie seine Schöpfung an, denn unmöglich ist's, daß Antoine etwas in der Welt fördert, das er nicht von ihm gelernt.

Der Grund, warum sich der junge Watteau von dem Mann, von dem wir eben sprechen, getrennt, ist indessen kein anderer als der, daß er das Bedürfniß fühlt, ein Bild ganz ohne fremden Einfluß und völlig aus sich selbst geschöpft zu malen. Der Marquis hat ihm, ohne daß er es vielleicht beabsichtigte, treffliche Rathschläge gegeben. Das Treiben der vornehmen Welt, ihre natürlichen und ihre angenommenen Schönheiten, so wie das Lächerliche ihrer conventionellen Sitten, das sie dem Auge des Beobachters nicht zu verhüllen im Stande ist, eröffnet ein weites und, was noch mehr sagen will, ein noch unbebautes Feld. Man kann unmöglich irre gehen, wenn man sich das Ziel sicher gesteckt hat. Das erste Bild, das Antoine in diesem Sinne malt, ist jene Gartenscene, die ihm noch frisch in Erinnerung schwebt. Wir sehen hier die schöne Marquise in einem hellgelben Kleide wie eine Königin aus der Gruppe hervorragend auf einer Gartenbank sitzen. Das Köpfchen ist

etwas in den Nacken geworfen und der Mund wie spottend verzogen. Alle die Unarten, die ein verzogenes vornehmes Dämchen in sich zu bewahren und gelegentlich vor der Welt zu zeigen pflegt, sind in Stellung, Miene und Haltung dieser Huldgöttin vortrefflich ausgedrückt. Sie hört und hört auch nicht auf die Ballade, die ihr vorgesungen wird von einem Verehrer, der sich Mühe giebt, eine gezierte und auffallende Stellung anzunehmen und sich schräg über die Bank gelegt hat. Er ist in schwarzen Atlas gekleidet, und eine gewisse elegante Unordnung ist in seinem Anzuge bemerkbar, die anzeigen soll, wie so ganz eine holde Leidenschaft und Zerstreutheit den Weltmann die Welt vergessen läßt. Neben dieser Hauptgruppe stellt sich uns die darauf folgende im Range dar, eine kokette Schöne, die ein vortheilhaftes und einträgliches Spiel mit ihrem Schleier treibt, vortheilhaft, weil sie dadurch den etwas gebräunten Teint versteckt, und einträglich, weil es ihr die erneute Aufmerksamkeit ihres Verehrers einträgt, der schon halb von der Bank herabgeglitten ist und nicht übel Lust zu haben scheint, zu der jüngern Schönen sich zu gesellen, die im Grase liegt und einen Kranz windet. Ein anderes junges Mädchen pflückt am nahen Rosenbusch sich die erforderliche Beute,

um auch einen Kranz zu winden. Im Hintergrunde sieht man eine zarte liebliche Gestalt sich sinnend an einen Baum lehnen und dem Spiel und Gespräch der Andern lauschen. Das Wetter ist schön, der Himmel blau, die Natur im Frühlingsglanze, und nichts deutet auf Regen oder auf künftigen trüben Himmel. Vortrefflich ist der eine Cavalier, der keine lebende Schöne findet oder finden will, und sich dafür am Anschauen der Rückenpartien einer kolossalen Nymphe labt. Man sieht ihm den Zierbengel an vom Scheitel bis zur Zehe, den selbstgefälligen Gecken, das Parademännchen des Salons. Auch er ist in schwarzen Atlas gekleidet, mit rothen Bandschleifen.

Dieses Bild brachte Watteau seinem vornehmen Gönner und erreichte dessen völlige Zufriedenheit. Er that jetzt sein Möglichstes, den jungen Mann auf seiner Laufbahn zu fördern. Vor allen Dingen vermittelte er dessen Bekanntschaft mit dem berühmten la Fosse, der seinerseits darauf antrug, daß unser Künstler in die Akademie der Maler aufgenommen wurde. Jetzt war sein Glück gemacht. Er kam in den Ruf, seine Art der Malerei kam in Ansehen; man verlangte überall Scenen dieser Art gemalt, man wollte nichts sehen als junge Frauen, die im Grase lagen und junge

Männer, die ihnen auf der Zither vorspielten. Dies ging so weit, daß die Frommen dagegen zu eifern anfingen und daß ein gelehrter Priester eine Broschüre schrieb, die sich eigens damit beschäftigte, nachzuweisen, wie eine Seele, durch derlei Bilder verführt, leichtlich zur Hölle fahren könne. Antoine Watteau bekam etwas von diesem Geräusch, das die Frommen erregten, zu hören und, sei es nun, daß er ohnedies Anlage zur Hypochondrie hatte, sei es, daß der Tod eines seiner Freunde, eines jungen Rechtsgelehrten, der sich mit Gift tödtete, weil seine Geliebte ihm untreu geworden, ihn trübe stimmte, kurz er fing an seine heiteren und hübschen Bilder mit ungünstigem Auge anzusehen. Er nahm nun die fromme Malerei zum Gegenstande, allein er mußte bald merken, daß er hierin nicht glücklich war. Eine Madonna mißglückte gänzlich, eben so ein heiliger Petrus, der die Heiden bekehrt und dabei wie ein Abbé aussieht, und sein Gewand, einen wasserblauen Mantel, so vorsichtig emporhebt, als wollte er vor allen Dingen sich vor dem Naßwerden auf dem feuchten Boden bewahren. Der Hohn, den diese Bilder erregten, verbesserte die Stimmung des Malers nicht. Um sich zu zerstreuen, machte er eine Reise nach England; dort aber fing sein Uebel an, das

bis jetzt in der Einbildung gewurzelt, sich in ein wirkliches zu verwandeln, und kaum war er in sein Vaterland zurückgekehrt, so starb er, noch nicht volle siebenunddreißig Jahr alt, im Jahre 1721.

Der wachsende Ruhm Watteau's machte auf Claude Gillot einen eigenthümlichen Eindruck. Wir wollen nicht gerade behaupten, daß der Meister neidisch war, dazu hatte er den jungen Mann zu lieb, allein es setzte sich in ihm der Glaube fest, er könne nicht mehr malen und müsse nun den Pinsel niederlegen. Dabei schalt er unaufhörlich auf die einfältige und in ihrer Thorheit sich gefallende Welt, die das Flüchtige, Unwahre und Gezierte dem Einfachen und Edeln vorzuziehen stets geneigt sei. Es war nur possirlich, daß Gillot mit seinen Amoretten sich für den Vertreter des Einfachen und Natürlichen hielt. Er beschäftigte sich von nun an nur mit der Kupferstecherkunst und mit Zeichnen. Der Marquis suchte auch ihm Dienste zu leisten, allein stolz wies der alternde Mann jede Gunstbezeigung zurück; es ging dies so weit, daß er, als der Marquis mit der Hand der schönen Besitzerin das Schloß Villabroise zum Eigenthum erhielt, nicht wieder in dessen gastlichen Räumen sich sehen ließ. Uebrigens wechselten auch hier Personen und Dinge.

Die Marquise, die anfangs sich darin gefallen, die Gelehrte zu spielen, setzte in Paris ihre Rolle als Weltdame fort, und endete endlich als Fromme in den Mauern eines Klosters. Schloß Villabroise kam in die Hände eines Generalpächters, der eine Fabrik anlegte und das „Land der Zärtlichkeit" in unermeßliche Rübenfelder verwandelte.

Unter Watteau's Schülern machte keiner so viel Glück als Nicolaus Lancret, der so sehr die Weise seines Meisters sich eigen zu machen gewußt, daß selbst der Kenner die Bilder des Einen oft mit denen des Andern verwechselt; nur wird hier schon Manier, was dort freie Eingebung ist.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Leipzig** erschienen ferner:

Gusek, Bernd v., Girandola. Novellen. 4 Bde. Zweite Auflage. 8. broch. 3 Thlr.

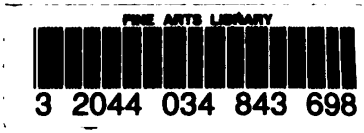
Gusek, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 8. 2 Bde. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

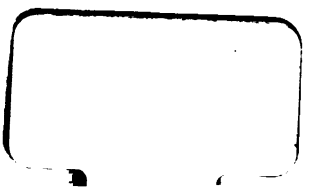
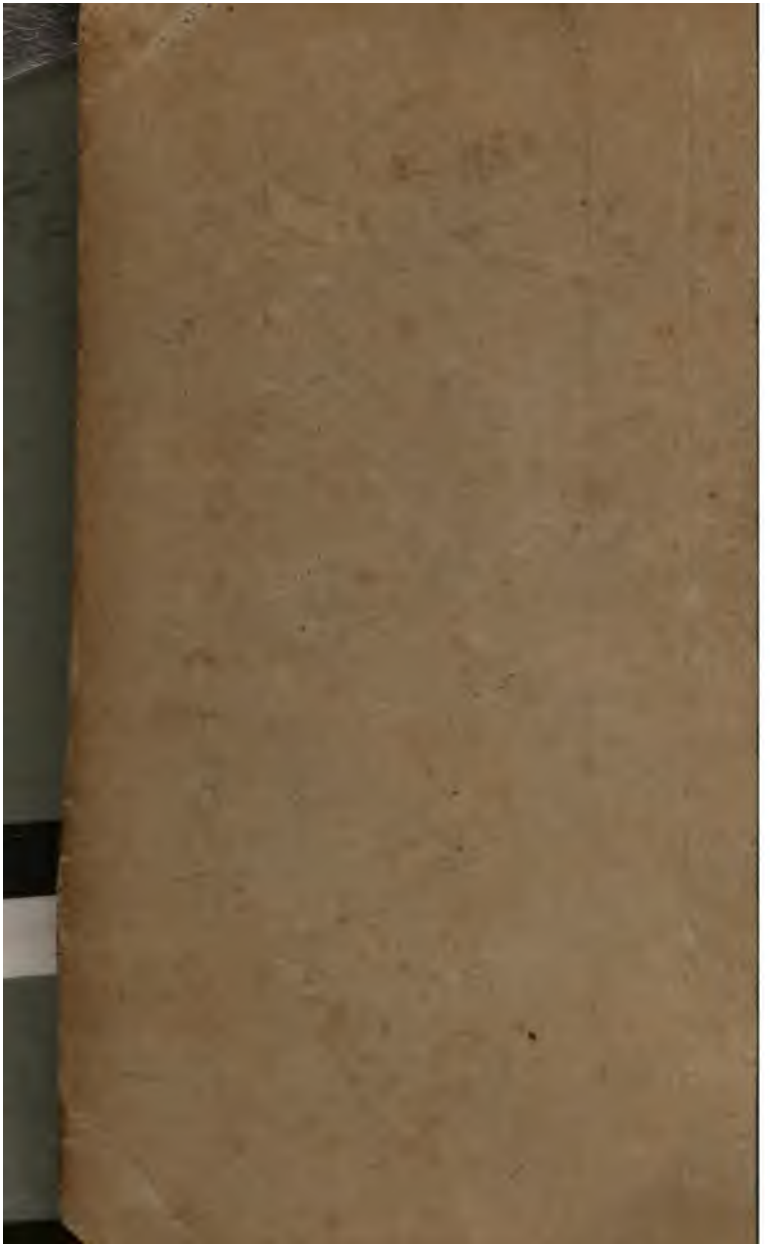
Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. Lex.-8. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. Lex.-8. 3 Bde. broch. $9^3/_4$ Thlr.


FINE ARTS LIBRARY
3 2044 034 843 698

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.